

John Brunner Ein Stern kehrt zurück

Scan: WS, Januar 2003

Korrektur: dago33



[Zum Inhalt:](#)

Irgendwann in ferner Zukunft entdeckt der junge Creehan, daß sich ein fremder Stern der Erde nähert. Noch ist es Zeit, den Himmelskörper von seinem Kollisionskurs abzubringen. Creehan macht es sich zur Aufgabe, die Öffeentlichkeit auf die Gefahr hinzuweisen - aber kein Mensch interessiert sich für seine Kassandrarufe...

Creohan verwünschte insgeheim den Eingang seines Hauses, der sich so träge öffnete. Der Mann in Gold war nur aus einer Laune heraus seiner beschwörenden, mit vagen Versprechen gespickten Einladung gefolgt, und nun befürchtete Creohan, daß er es sich angesichts der Alltagsdinge, die Leute seiner Art so verachteten, noch anders überlegen könnte. Die Giftdornen der Schutzhecke schoben sich zögernd, fast konnte man meinen, verdrossen zurück. Wurde das Haus etwa senil?

Aber vielleicht war es nur das Entsetzen, geboren aus dem einsamen Wissen, das ihm die Sekunden wie Stunden und die Minuten wie einen Vorgeschmack auf die Ewigkeit erscheinen ließ.

Kaum war der Spalt breit genug, um sie einzulassen, als er seinen Begleiter am Arm packte und mit sich zog. Instinktiv sträubte sich der Mann; niemand hätte es wagen können, einen goldgekleideten Adeligen des Lymarier-Reiches anzurühren, ohne die kalte Spitze seines Dolches zu spüren. Auch er trug die juwelengeschmückte Waffe im Gürtel, aber sie war eine Imitation wie er selbst und sein Widerstand. Zudem hatte Creohans geschickt vorgetragene Einladung seine Neugier geweckt.

Sie gingen ins Innere des Hauses, durch einen moosbedeckten Korridor, vorbei an Wänden mit sanft leuchtenden Verästelungen, die gleichmäßige Helligkeit verbreiteten und nach dem Abwelken zu einer honigartigen, zart duftenden Masse schmolzen. Und dann

standen sie im Wohnraum, wo sich auf dem Bildschirm von Creohans Teleskop der Sternenhimmel abzeichnete.

Und ein Stern auf diesem Schirm gehörte nicht hierher...

Vor seiner Begegnung mit dem Mann in Gold, der an diesem Abend als einziger seinem beharrlichen Drängen nachgegeben hatte, hatte Creohan sich die Worte zurechtgelegt, mit denen er den Panzer der Gleichgültigkeit durchbrechen wollte. Für diesen lang herbeigesehnten Augenblick hatte er Gesten einstudiert, Sätze, meisterliche Vergleiche; er mußte das Gefühl der Katastrophe übermitteln, das sein ganzes Denken beherrschte. Doch nun, da das Ereignis tatsächlich eingetreten war, sagte er nur: »Da! Sehen Sie!«

Der Mann in Gold kam der Aufforderung nach. Seine Miene drückte deutlich aus, daß er mehr erwartet hatte und nicht wußte, worauf sein Gastgeber hinauswollte. Die Minuten verstrichen, und schließlich wandte er sich ein wenig ärgerlich Creohan zu.

»Mit diesem Gerät kann man also in die Zukunft sehen?« fragte er. »Und es zeigt nicht mehr als das da?«

»Betrachten Sie jenen Stern«, erwiderte Creohan und deutete mit dem Finger. »Sie erblickten ihn nie am Himmel Ihres geliebten Lymarier-Reiches, habe ich recht?«

»Ich? Wie soll ich das wissen? In jener herrlichen Epoche hatten die Menschen nachts Besseres zu tun, als die Sterne anzustarren. Sie haben mich geprellt — belogen! Sie sagten, es gäbe eine Möglichkeit, die Zukunft zu sehen, und ich folgte Ihnen in der Hoffnung,

Vergleiche mit der Vergangenheit anstellen zu können.
Aber das hier — ist nichts!«

Zorn über die Engstirnigkeit des Mannes nahm Creohan plötzlich jede Hemmung.

»Dieser Stern wird so nahe an der Erde vorbeiziehen, daß die Meere zu brodeln beginnen und das Land verdorrt, daß die Städte in Rauch und Flammen aufgehen — daß all die Hoffnungen und Sehnsüchte von Jahrmillionen vernichtet werden und unser Planet sich in einen Wüstenball verwandelt! Ist das etwa nichts?«

Seine Heftigkeit verwirrte den Mann in Gold. Er trat einen Schritt zurück und tastete ängstlich nach dem Griff seines Dolches. »Das möchte ich sehen!« rief er herausfordernd.

Creohan seufzte, aber er wußte bereits, daß er versagt hatte. »Ich kann es Ihnen nicht vor Augen führen wie das Reich, dessen Gewänder und Manieren Sie angenommen haben. Aber es wird sich bald ereignen.«

»Wie bald?« Etwas wie Sensationsgier blitzte in den Augen des Mannes auf.

»In knapp dreihundert Jahren.«

Das Unbehagen des Mannes in Gold verflüchtigte sich wie Nebel an einem sonnigen Morgen. Er lächelte spöttisch. »In dreihundert Jahren? Dann schreiben Sie die Geschichte für Ihre Enkel nieder, Sie Schwachkopf! Bis dahin bin ich tot, ebenso wie Sie! Was geht uns die Sache an? Bah! Ich hätte nicht auf Ihre fadenscheinigen Versprechen eingehen sollen.«

»Ich habe Ihnen die Möglichkeit gegeben, in die Zukunft zu sehen«, erklärte Creohan scharf. »Ist es meine Schuld, daß Sie nicht klug genug sind, diese Möglichkeit zu nutzen?«

Fast hätte der Mann in Gold auf diese Kränkung hin den Dolch gezogen. Aber er war ein Historiker — ein Mensch, der sein Leben lang mit der Wollust eines Voyeurs die tote Vergangenheit betrachtete —, und deshalb siegte die Vernunft. Sie befanden sich in Creohans Haus, und wenn es auch nur wenige überlebt hatten, so wußte doch jeder, was ein Haus tun konnte, um seinen Besitzer gegen Angriffe zu schützen. Die Lymarier hatten von diesen Dingen keine Ahnung gehabt, aber weder die Kleidung noch die Waffen konnten darüber hinwiegäuschen, daß der Mann in Gold nur eine Imitation war.

Sein Cape flatterte, als er sich auf dem Absatz herumdrehte und mit leisen Verwünschungen ins Freie trat. Creohan umklammerte die Halterung des Teleskopspiegels. Eine Welle der Verzweiflung überkam ihn. Konnte denn nichts die grauenhafte Mauer menschlicher Gleichgültigkeit durchdringen?

Der Flüchtling aus dem All wanderte langsam über den Spiegel des Teleskops. Bis jetzt war er winzig. Creohan verdankte es Molichant, daß er ihn überhaupt entdeckt hatte.

Der schmächtige, dunkle Molichant mit seinem scharfen Verstand war auch Historiker, aber von einer erträglichen

Sorte: kein Süchtiger, der sich einbildete, er hätte irgendwann in der Vergangenheit, in einer Epoche, die seinen Fähigkeiten besser entsprach, Heldentaten vollbringen können, sondern ein Mann, der sich Gedanken darüber machte, wie sich alles entwickelt hatte. Er durchforschte das Labyrinth der Vergangenheit, um die Ursachen für dieses oder jenes Phänomen der Gegenwart zu entdecken.

Vielleicht gerade weil die meisten seiner Kollegen süchtig waren, hatte er es sich im Laufe der letzten ein oder zwei Jahre angewöhnt, mit Creohan über seine Erkenntnisse zu diskutieren. Ein Gespräch mit anderen Historikern hätte nach Creohans Meinung rasch zu einem sinnlosen Streit oder gar Kampf über die Vorzüge der verschiedenen großen Geschichtsepochen geführt.

Molichant wiederum hörte sich geduldig Creohans Reden über die Sterne an und lieferte manchmal sogar nützliche Informationen über die Veränderung der Sternbilder im Laufe der Jahrtausende. Und vor kurzem hatte er erwähnt, daß jener helle Stern vor knappen tausend Jahren, zur Zeit des Wiederaufschwungs, noch nicht zu sehen gewesen war.

Dadurch angeregt, hatte Creohan ein paar Messungen durchgeführt, eine kleine Berechnung — Dinge, die ihm Freude bereiteten. Er hatte die Eigenbewegungen der ihm sichtbaren Himmelskörper schon vor langem katalogisiert, und jener Stern war ihm nicht sonderlich aufgefallen. Auch das Ansteigen der Helligkeit im Laufe des letzten Jahrzehnts hatte ihn nicht stutzig gemacht; es

gab eine Menge Sterne, deren Strahlungsintensität um ein paar Prozent in diese oder jene Richtung schwankte.

Tausend Jahre allerdings bildeten eine solide Rechnungsgrundlage. Und er hatte letzte Nacht aus reiner Neugier die Gleichungen angesetzt.

Bis zum Morgengrauen hatte er die Zahlen überprüft und immer wieder nachgerechnet. Er schloß jede Fehlermöglichkeit aus. Als er endlich mit einem Schlafmittel zu Bett ging, hegte er insgeheim die Hoffnung, daß sich im Licht des neuen Tages alles als Irrtum erweisen würde. Nach dem Erwachen stellte er sämtliche Gleichungen neu auf. Er aß nichts und gönnte sich keine Pause. Aber er fand keinen Fehler. In zweihundertachtundachtzig Jahren würde der Stern die Grenzen des Sonnensystems überschreiten. Er würde in einer immer engeren Spirale um die Sonne kreisen, bis die beiden in einem Flammeninferno verschmolzen.

Doch das würde auf der Erde niemand mehr erleben.

Creohan war allein mit der erdrückenden Last seines Wissens, und er wünschte sich sehnlichst, der Gegenwart entfliehen zu können. Vielleicht hatte ihn sogar eine Zeitlang der Wahnsinn erfaßt, denn in seiner Erinnerung befand sich eine Lücke; in den Straßen der Stadt war er wieder zu sich gekommen. Er wußte nicht, wann er den Entschluß gefaßt hatte, sein Haus zu verlassen.

Den ganzen Nachmittag und Abend hindurch war er durch die Stadt geschlendert und hatte wildfremde Menschen angesprochen. Man wies ihn zurück oder verlachte ihn. Der Mann in Gold war seine letzte

Hoffnung gewesen. Aus einer Eingebung heraus hatte er ihm einen Blick in die Zukunft versprochen, und der Fremde — auf der Suche nach Sensationen — war ihm gefolgt.

Umsonst.

Creohan ballte die Fäuste in ohnmächtigem Zorn. Empfanden diese Leute keine Dankbarkeit der Erde gegenüber, deren Güter sie so sinnlos verschwendeten? War ihre Weitsicht auf eine armselige kleine Lebensspanne beschränkt? Besaßen sie nicht die geringste Liebe zu dem Planeten, der sie hervorgebracht hatte? Wenn das tatsächlich so war, dann wollte er nicht mehr leben. Er schämte sich für die Menschheit.

Aber es mußte doch irgendwo — wenn nicht in dieser Stadt, dann in einer anderen — jemanden geben, der wie er Entsetzen bei dem Gedanken an das drohende Unheil empfand. Schließlich existierten so viele Menschen...

Der Tumult in seinem Innern legte sich ein wenig. Nun, da er wieder eine Verbindung zu den ruhigen, vernünftigen Tagen der Vergangenheit gefunden hatte (hatten sie wirklich erst gestern geendet? Ihm erschien es wie eine Ewigkeit!), konnte er seine Gedanken ordnen. Er war auf ein Thema gestoßen, das er häufig mit Molichant diskutiert hatte — im leichten Plauderton. Er befahl dem Haus, ein Scheinbild von Molichant zu schaffen, und da der Historiker ihn oft besucht hatte, gelang die Ausführung des Befehls so vortrefflich, daß er den Freund vor sich glaubte.

Wenn es nur so gewesen wäre...

Aber bei ihrem letzten Zusammentreffen hatte Molichant die Absicht geäußert, einem Wort oder einer Melodie — Creohan wußte nicht mehr, was es war — in der Tiefe der Vergangenheit nachzuspüren, und ein solcher Trip dauerte mindestens zwanzig Tage.

Und wenn er persönlich hier wäre, käme ich vielleicht in Versuchung...

Entsetzt und erschüttert wehrte Creohan den Gedanken ab. Sich an einem Freund für Dinge zu rächen, an denen das Universum die Schuld trug — nein, das war ein häßlicher Impuls, und er schämte sich gründlich. Molichant hatte ihm einen guten Dienst erwiesen, als er auf diese Entdeckung hinwies — und wäre die Menschheit der Gegenwart nicht so kraftlos, so hätte er wohl auch ihr einen guten Dienst erwiesen.

Creohan richtete den Blick auf das Abbild des Freundes und dachte über die langen Gespräche nach, die sie zu diesem besonderen Thema geführt hatten.

»Ist dir noch nie der Gedanke gekommen«, fragte Creohan für gewöhnlich, »daß in ein paar hundert Jahren Menschen wie du sich nach unserem Zeitalter sehnen und es schöner als ihre eigene Epoche finden werden? Und doch kümmert ihr Historiker euch nicht um die Gegenwart, ihr vernachläßigt sie, betrachtet sie als etwas Zweitrangiges. Ich möchte wetten, du weißt mehr über die Tage des Wiederaufschwungs als über die Ereignisse, die unsere Gemüter erschüttern.«

Er hatte geglaubt, daß Molichant, der sich — von den meisten anderen Historikern belächelt — ›nur‹ mit der

jüngsten Vergangenheit befaßte, energisch die Gegenpartei ergreifen würde. Aber der Tadel glitt an ihm ab, und er lachte, als habe Creohan einen Scherz gemacht.

»Ausgerechnet diese fade Ära? Nun ja, mag sein, daß sie unseren Nachkommen begehrenswert erscheint. Vielleicht stellt jede Epoche tatsächlich eine Verschlechterung der vorausgegangenen Zeit dar.«

Er beugte sich über das Glas mit dem erlesenen Wein, den Creohans Haus spendete. Dann, als er die ernste Miene des Freundes bemerkte, änderte sich sein Tonfall.

»Oh, es gibt viele Tatsachen, die meine Theorie stützen. Es steht beispielsweise fest, daß diese Häuser, die uns beschützen und pflegen, kein Produkt der Natur sind, sondern durch sorgfältige Zucht geschaffen wurden. Wo finden wir heutzutage einen Meister, der so etwas zustande bringt? Oder die Lichter, die nachts am Himmel schweben und uns von der Sonne unabhängig machen! Wer schuf sie? Menschen der Gegenwart? Nein!«

»Ich gebe gern zu, daß du recht hast«, erwiderte Creohan. »Denn du gräbst dir damit selbst eine Falle. Überlege doch! Du hast deine Aufmerksamkeit einer Epoche zugewandt, die nach dem Maß des Universums nur ein Augenzwinkern zurückliegt. Ein anderer, der sich zu den Häusern der Geschichte begleitet, spottet über die Zeit des Wiederaufschwungs und läßt nur die Brywald gelten. Er behauptet, daß ihre Erforschung der menschlichen Sinne den Gipelpunkt aller Leistungen darstellt. Wieder ein anderer röhmt die Abschaffung der

persönlichen Verantwortung, die von den Gerynts eingeführt wurde; er belächelt die Brywald mit ihrer übergroßen Sorge für den einzelnen. Und ein dritter bezeichnet beide als Extremisten und schwärmt für die Epoche des Minogovaristo, in der beide Richtungen abgemildert und vereint wurden. Ist das nicht so?«

Als Molichant zögernd nickte, fuhr Creohan triumphierend fort: »Wenn es nun stimmt, daß jede Epoche wertloser ist als die vorangegangene, weshalb wendet sich dann nicht jeder Historiker so weit wie möglich in die Vergangenheit?«

Molichant zuckte mit den Schultern. »Letzten Endes läßt sich nicht genau definieren, was die Menschen in die Häuser der Geschichte zieht. Es ist eine Art Instinkt, und wenn du nur einen Funken davon besäßest, könnten wir uns diese Diskussion ersparen. Fest steht jedoch, daß sich manche Menschen aufgrund ihrer Herkunft und Denkweise mehr zu anderen Epochen als der Gegenwart hingezogen fühlen. Der unendliche Reichtum an Kultur- und Gesellschaftsformen, den unsere Phantasie hervorgebracht hat, bietet für jeden etwas Passendes.«

»Nein, das bestreite ich. Wo ordnest du Leute wie mich ein, die sich für keine der vergangenen Epochen begeistern können?«

»Vielleicht habe ich übertrieben«, meinte Molichant nach einer kleinen Pause. »Aber es gibt noch eine andere Möglichkeit: die Menschen fühlen sich sicher in Zeitabschnitten, deren Ausgang sie kennen.«

»Lieg denn soviel Unsicherheit in der Gegenwart?« entgegnete Creohan. »Und woher kommt sie? Früher fürchtete man Hunger, Krankheit oder Naturkatastrophen. Das ist heute längst vorbei. Selbst der unabwendbare Tod wird durch das Wissen erleichtert, daß in den Häusern der Geschichte die eigenen Taten für die Nachwelt verewigt sind.«

»Nun, dann betrachte es als ein Mittel gegen die Langweile«, meinte Molichant ein wenig gekränkt. »Offensichtlich gelingt es mir nicht, deine Vorurteile abzubauen.«

An diesem Punkt brach die Diskussion meist ab. Creohan hegte manchmal den Verdacht, daß der Freund ihn dazu bringen wollte, wenigstens einmal ein Haus der Geschichte aufzusuchen und seine Erlebnisse zu teilen. Und da er Molichant schätzen gelernt hatte und ihn nicht vor den Kopf stoßen wollte, bemühte er sich, dieses Thema nicht mehr anzuschneiden.

Creohan verbannte die Erinnerungen, und Molichants Abbild verschwamm. Nun kannte er also den Ausgang des Zeitalters, in dem er und Molichant und all die anderen lebten — aber war ihnen damit geholfen? Würde Molichant mehr Ruhe und Sicherheit finden, wenn er sein Wissen teilte? Natürlich nicht! Er und seinesgleichen würden noch öfter und noch tiefer in die Vergangenheit fliehen.

Er wollte den Himmel mit bloßem Auge betrachten, und das Dach klappte zurück wie ein welkes Blütenblatt. Jetzt, da er wußte, daß die Welt enden würde, übte sie mit

ihren Rätseln eine ungeheure Anziehungskraft auf ihn aus.

Das Haus war, seit er es erworben hatte, eine Erweiterung seines Ichs. Er hatte es wegen des Teleskops gewählt; bevor er es kaufte, hatte es leergestanden, um seinen früheren Besitzer zu vergessen. Vielleicht hätte er noch etwas länger warten sollen. Selbst jetzt offenbarte es gelegentlich Züge, die ihm fremd waren, und er überlegte, ob er sich nicht unterbewußt von seinem Vorgänger beeinflussen ließ.

Einmal — es war schon Jahre her — hatte er der Versuchung nicht widerstehen können und das Haus gefragt: »Wer war dein früherer Bewohner? Kannst du ihn mir zeigen?«

Der Raum erzitterte; das ganze Haus schien angestrengt zurückzudenken. Aber zu dieser Zeit waren die Erinnerungen an den Vorgänger schon zu sehr verblaßt, und so projizierte es ein jüngeres Abbild von Creohan selbst.

Nun, es war nicht so wichtig. Die kühle Nachtbrise trug Musikfetzen und den Lärm der Stadt zu ihm herüber. Ganz schwach hörte er aus der Ferne das Wahnsinnsgelächter der Schlachtopfer, die sich auf den Hängen versammelten, um dann zur Küstenebene zu strömen — dem Tod entgegen. Lichterschwärme kreisten über der Stadt und machten die Menschen blind für die Gestirne.

Eine plötzliche Regung trieb ihn dazu, eines der Lichter herbeizupfeifen, doch dann fiel ihm ein, daß die

Membranen seines Hauses schwache Vibrationen aussandten, die einen freien Beobachtungsbereich für das Teleskop schufen. Er befahl, sie einzustellen, und pfiff noch einmal. Ein Licht senkte sich gehorsam auf seine ausgestreckte Hand. Sein unbeseeltes Köpfchen hing schief zur Seite, und es hatte die runden Augen geschlossen. Es war grün wie die Straße, die letzte Woche ihre Farbe gewechselt hatte. Ein Urinstinkt schien die Geschöpfe immer zu den Orten zu leiten, die ihre eigene Farbe besaßen.

Obwohl Molichant die Lichter als Beweis dafür angeführt hatte, daß den Menschen die Fähigkeiten der Vergangenheit verlorengegangen waren, hatte Creohan bisher kaum über diese Geschöpfe nachgedacht. Sie tauchten allnächtlich auf, erfüllten ihren Zweck und verschwanden wieder. Nun aber betrachtete er das kleine Wesen auf seiner Hand mit neu erwachter Wißbegier. Wovon ernährte es sich? Und wie pflanzte es sich fort? Wo? Ob es sinnvoll war, die Historiker darüber zu befragen? Zweifellos mußte er sich dann stundenlang ihr prahlerisches Geschwätz anhören, ohne zum Kern der Sache vorzustoßen.

Er seufzte. Historiker wie Molichant waren selten. Die Mehrzahl verehrte kritiklos die Wunder der entchwundenen Zeiten. Es fehlte ihnen die Energie, sich in ein ernsthaftes Geschichtsstudium zu vertiefen.

Er warf das Geschöpf in die Luft. Es breitete die Leuchtflügel aus und schwebte von neuem ziellos über den Nachthimmel.

Wieder trug die Brise von den Hügeln das zugleich ekstatische und schmerzerfüllte Geschrei der Schlachtopfer herüber. Daran hatte Molichant offenbar nicht gedacht, als er Beispiele für die Dekadenz der Gegenwart anführte: an die tägliche Ankunft dieser Wesen, an ihre Bereitwilligkeit, den Tod als Freund zu begrüßen und den Menschen der Stadt zu dienen. Zweifellos war ihm die Idee nicht gekommen, da er wie Creohan selten Fleisch aß. Sie besaßen beide hervorragende Häuser, die ihnen abwechslungsreiche Kost lieferten.

Aber viele Menschen huldigten dem Aberglauben, daß sie zusätzliche Kraft gewinnen würden, wenn sie Fleisch von Geschöpfen verzehrten, die selbst noch Stunden zuvor Kraft und Leben besessen hatten.

Sind wir tatsächlich so tief gesunken? Unwillkürlich stellte er sich diese Frage. Steht unsere Rasse am Rande der Senilität, so daß die Ankunft des fremden Sterns uns den Gnadentod bringt?

»Nein!« rief er laut, und seine Stimme erschreckte einige der schwirrenden Lichter, so daß sie mit wilden Flügelschlägen höherstiegen.

Nein, diese Vorstellung war unerträglich. Sie gab Molichant recht; sie gab allen Menschen recht, die ihr Glück in der Vergangenheit suchten. Sie besagte, daß der Erfindungsgeist der menschlichen Rasse endgültig erschöpft war.

Noch einmal, so beschloß er, wollte er den Versuch machen, einen Partner zu finden, dem er den drohenden

Untergang der Erde klagen konnte. Er erhoffte sich nicht viel, nur Beistand und Trost — er hatte keine Möglichkeit, die Bahn des Planeten zu verändern. Aber er war der Meinung, daß die Erde zumindest Trauer verdiente.

Irgendwo in der Stadt mußte er also einen Gefährten finden. Oder wenn nicht in der Stadt, dann draußen in der weiten Welt — auf den Ebenen von Cruin oder an der Küste der Arbeline-Meere...

Irgendwo. Irgendwo!

Er mußte den Menschen zu Bewußtsein bringen, daß er es ernst meinte. Nach kurzem Nachdenken befahl er dem Haus, ihm Trauerkleider zu geben: einen Hut mit breiter Krempe, die einen Schatten über sein Gesicht warf; eine geschlitzte Jacke von der Farbe getrockneten Blutes; und Beinkleider, die vom Knöchel bis zum Knie wie eine Lehmkruste wirkten.

In diesem Gewand machte sich Creohan auf den Weg, um einen Partner zu finden.

Stundenlang schlenderte er durch die Straßen, bis Müdigkeit, Hunger und Verzweiflung ihn schwächten. Die bunte Vielfalt der Stadt drohte ihn zu überwältigen. Keine zwei Häuser waren gleich, weil keine zwei Menschen gleich waren, und wo ein Paar, eine Gruppe oder eine Familie sich in ein Gebäude teilten, nahmen die Behausungen bizarre Formen an. Man konnte die Stadt nicht in ein festes Schema pressen. Selbst die Straßennamen bestanden nur noch der Tradition wegen.

Seine eigene hieß ›Zu den Musikern‹, aber seines Wissens nach lebte seit mindestens einem Jahrzehnt kein Musiker mehr dort.

Oberflächlich erhielt sie eine gewisse Einheitlichkeit durch den grünen Farbton, der sich von einem Ende bis zum anderen erstreckte und die Farbe der schwebenden Lichter bestimmte. Aber auch das hing von den Launen des Zufalls ab, vom trägen Stoffwechsel der Häuser und ihrer Angewohnheit, sich dem jeweils kräftigsten Farbton anzupassen. Letzte Woche war die Straße zu den Musikern blau gewesen und zuvor goldgelb. Heute nacht leuchtete die Straße der Schnitzer goldgelb, und die Straße der Reisenden dicht dahinter war weiß.

Normalerweise hätte das Creohan interessiert. Er benötigte oft genug für seine Studien ein weißes Licht, das er sich dann von der Straße fing und vorsichtig heimtrug. Aber nun hatte er nichts anderes im Sinn als die Suche nach einem Partner, mit dem er den Untergang der Erde betrauern konnte.

Mit Ausnahme der Historiker — und zu dieser Nachtstunde befanden sich die meisten von ihnen tief in der Vergangenheit — trugen die Leute Kleider in der Farbe ihrer Straße. So erkannten sie rasch Nachbarn und Freunde. Oft genug wurde Creohan Zeuge einer herzlichen Begrüßung. Aber niemand näherte sich einem Menschen in Trauerkleidung, und wenn Creohan Fremde ansprach, so erntete er verständnislose Blicke oder wurde überhaupt nicht beachtet.

In einer Straße, die er nicht kannte, entdeckte er schließlich ein Türschild mit der Aufschrift, daß die Bewohner dieses Hauses Dichter und Schreiber waren und für ein geringes Entgelt unvergleichliche Verse zu jedem Thema verfaßten — in Yandisch, Fragial oder Cleophine. Creohan wandte sich an einen jungen Mann, der seine Ellbogen, Knie und Knöchel mit Haarbüschen geschmückt hatte und die fleischige Schulter einer Frau tätschelte. Mit rauher Stimme fragte er, was es kosten würde, eine bewegende Ballade über das Ende der Welt zu schreiben.

Der Bursche ließ die Frau einen Moment lang los und dachte nach. »Ein abgedroschenes Thema«, erklärte er schließlich. »Der Barde Scrand behandelte es vor fünftausend Jahren in allen Einzelheiten. Aber wer kümmert sich heute noch um Scrand?«

Die Frau warf Creohan einen finsternen Blick zu und schmiegte sich an den Dichter, der ihr Ohrläppchen küßte.

An einem freien Platz, wo vor kurzem ein Haus eingegangen war und der Boden noch nicht Kraft genug für neue Samen besaß, kauerte eine Frau und zauberte aus buntem Rauch allerlei Formen. Drei halbwüchsige Kinder sahen ihr ehrfürchtig zu. Auch sie sprach Creohan an. Er fragte, ob sie ein Gebilde aus dunklem Qualm und zuckenden Flammen schaffen könne, das weithin in der Stadt sichtbar sei.

Sie beachtete ihn nicht; als er schließlich unsicher ihren Arm berührte, hob sie den Kopf und schob lächelnd das

lange Haar zur Seite. Sie hatte keine Ohren und konnte seine Worte nicht verstehen.

Mit einem leichten Schauder ging er weiter und kam schließlich ans Meer. Eine breite Straße säumte die Bucht und führte weiter zu einer Landzunge, wo er sie aus den Augen verlor. Welle um Welle rollte über den Strand, und im Sand blieben zuckende eisgrüne und weiße Mollusken zurück. Vereinzelte Lichter kreisten am Himmel, und dazwischen funkelten die Sterne.

Verzweifelt suchte er nach dem Flüchtling, der den Untergang der Menschheit verkündete. Der helle Punkt glitt langsam auf den Horizont zu, denn die Nacht war bereits fortgeschritten. Er starrte ihn lange an. Sollte er sein Unterfangen aufgeben? Denn wer außer ihm würde in diesem winzigen, glitzernden Gebilde eine Gefahr erblicken?

Schließlich verdrängte er die düsteren Gedanken und wandte sich seiner Umgebung zu. Nicht weit entfernt vom Strand wurzelte eine Taverne. Seit Jahren hatte er keine mehr betreten; Tavernen wurden in der Hauptsache von Leuten aufgesucht, deren eigene Häuser, sei es aus Altersschwäche oder jugendlicher Unerfahrenheit, Mängel aufwiesen. Nun jedoch kribbelten Creohans Nerven. Der Alkohol tat ihm sicher gut. Zudem konnten sich die Tavernengäste nicht so schnell von ihm abwenden wie die Leute, die er aufs Geratewohl in den Straßen angesprochen hatte.

Er ging auf das Haus zu. Wie alle Tavernen war es kreisförmig angelegt. Von der Mitte aus reihten sich

sieben Räume in einer Schneckenspirale aneinander. Sie alle wurden von dem blinden, schwerfällig denkenden Servierer im Zentrum der Taverne versorgt. Das mattgrüne, mannshohe Ding besaß zahlreiche Zapfstellen, aus denen bei Bedarf die verschiedensten Erfrischungen flossen.

Der Servierer fragte Creohan nicht nach seinen Wünschen. Er wartete ab, bewegungslos wie die Krüge auf der niedrigen Rundtheke, ruhig wie der Spiegel des Meeres.

Stimmengewirr und Gelächter drang aus einigen der gekrümmten Räume, aber Creohan konnte die Gäste nicht sehen. Im Mittelkreis befand sich bei seinem Eintreten nur eine aufgedunsene Frau in dunklen Kleidern, die mit leeren Blicken zur Decke starrte. Anfangs beachtete er sie nicht, da er überlegte, welches Getränk er wählen sollte, aber noch während er unentschlossen wartete, bewegte sie sich. Sie beugte sich über die Theke und sog an einer der Zapfstellen wie ein Kind an der Mutterbrust.

Eine Gänsehaut jagte Creohan über den Rücken. Er warf der Frau einen erstaunten Blick zu. Der schwarze Überwurf, ihre Haltung während des Trinkens — Creohan fiel es wie Schuppen von den Augen. Sie war eine Historikerin, eine Anhängerin der Glorreichen Gerynts, und was sie trank, konnte nur...

Starr vor Entsetzen sah er zu, wie ihr unförmiger Leib unter dem schwarzen Gewand nach jedem Schluck anschwoll und wieder zusammensackte. Es gab keinen

Zweifel. Nur die Gerynts hatten Äußerlichkeiten verachtet. Und wenn einer ihrer Nachahmer das Stadium dieser Frau erreicht hatte, machte man sich besser aus dem Staub.

Creohan zog sich leise zur Tür zurück. Doch bevor er sie erreicht hatte, richtete die Frau sich auf. Sie warf ihm einen verschwommenen Blick zu. Wie der Blitz schnellte ihr fetter Arm vor und versperrte Creohan den Weg. Hilflos und verängstigt blieb er stehen.

»Du trauerst?« fragte sie mit heiserer Stimme, nachdem sie ihn eine Zeitlang gemustert hatte. »Es zeugt von schlechten Manieren, wenn jemand in einer Taverne trauert. Das schickt sich nicht.«

Creohans schlimmster Verdacht bestätigte sich, als er hörte, wie mühsam sie die Worte formte. Die Frau hatte der Versuchung nicht widerstanden und war in die Taverne gekommen, um das Elixier der Gerynts, genannt »Blut der Frauen«, selbst zu kosten. Der Servierer hatte ihren Wunsch wie jeden anderen erfüllt, und nun würde das fremde Leben in ihrem Gehirn zu flüstern und zu zischeln beginnen. Dreimal im Jahr hatten die Gerynts die Quelle des Rechten Denkens leergetrunken, denn zu ihrer Zeit konnte die fremde Lebensform nur in Symbiose mit dem Menschen gedeihen. Für die Bürger der Gegenwart war bereits ein einziger Schluck zuviel.

»Gib mir Gift«, befahl Creohan dem Servierer. »In einem Krug!«

Eine schwarze eiskalte Flüssigkeit sprudelte aus der lebendigen Zapfstelle. Noch bevor der Krug zu einem Viertel gefüllt war, fuhr die Frau fort:

»Um wen trauerst du? Oder ist deine Trauer eine Lüge?«

»Ich trauere um die Erde«, erwiederte Creohan, ohne den Krug aus den Augen zu lassen. Kaum war der Satz verklungen, da wußte er, daß er einen Fehler begangen hatte. Die fremde Lebensform im Gehirn der Frau war erbarmungslos.

»Die Erde lebt nicht, also kann sie auch nicht sterben«, stellte die Frau fest. »Zudem existiert sie noch. Entweder kannst du nicht logisch denken, oder du bist unehrlich. In beiden Fällen stellst du eine Gefahr für die Öffentlichkeit dar.«

Genau wie sie hatten die Gerynts gedacht und gesprochen; deshalb war ihre Rasse auch ausgestorben.

Schnaufend richtete sich die Frau auf und griff nach einem Gefäß, um es Creohan auf den Kopf zu schlagen. Im gleichen Moment war der Krug mit dem Gift bis zum Rand gefüllt. Creohan riß ihn an sich und schüttete den Inhalt seinem Opfer ins Gesicht. Ein Tropfen spritzte auf seine Hand, und sofort wurde die Stelle gefühllos. Die Frau brach mit einem Seufzer zusammen. Sie rührte sich nicht mehr.

Sie war tot, nicht aber das Geschöpf, das sich in ihrem Gehirn eingenistet hatte. Es versuchte durch die Gehörgänge zu entfliehen. Creohan goß die letzten

Gifttropfen über das nackte Protoplasma. Zuckend verendete es.

Grauen schüttelte ihn, als er den Giftkrug wieder auf die Theke stellte. Der Servierer sagte plötzlich: »Du hast Gift verlangt.«

Er nickte. Dann erst fiel ihm ein, daß der Servierer nicht sehen konnte. Das Ding fuhr fort: »Du bist nicht tot. Wenn man Gift verlangt, sollte man damit seinem Leben ein Ende setzen. War es nicht stark genug?«

»Das Gift war sehr stark«, erwiderte Creohan mühsam. Er hatte einen abscheulichen Geschmack im Mund. »Ich habe keinen Tropfen davon vergeudet.«

Damit stolperte er blind vorwärts. Er war so aufgewühlt, daß er die falsche Tür öffnete und in die spiralenförmig angeordneten Privaträume geriet. Er stieß auf eine Gruppe von drei Frauen und einem Mann, die gebannt die Todeszuckungen eines Meeresgeschöpfes beobachteten. Sie sahen auf, als Creohan eintrat.

»Um wen trauerst du?« rief eine der Frauen gutgelaunt.

»Um dieses Ding hier?« Sie stach mit spitzem Fingernagel in das verendete Tier und hob es hoch.

»Um die Erde, die dem Untergang geweiht ist«, entgegnete Creohan mechanisch.

»Die Erde ist dem Untergang geweiht? Großartig! Dann entrinnen wir endlich der Langeweile«, sagte die Frau.

Ihr Begleiter meinte nüchtern: »Der Mann ist verrückt.«

»Wie soll das denn vor sich gehen?« wollte eine andere Frau wissen. Ihr Gesicht war unter einer Brokatmaske verborgen.

»Eine andere Sonne wird die Erde verbrennen.«

»Eine andere Sonne?« fragte die Frau. »Es gibt nur eine einzige! Oder bekommen wir jeden Tag eine neue? Ich habe mir noch nie Gedanken darüber gemacht.«

»Es existieren Tausende von Sonnen«, sagte Creohan scharf. »Sämtliche Sterne sind Sonnen.«

»Sterne?« wiederholte die Frau verständnislos. Die Maskierte kam ihr zu Hilfe.

»Die kleinen Lichter am Himmel! Du hast sie sicher schon gesehen.«

»Ja, gewiß«, sagte die Frau, »aber kein Mensch nennt sie Sterne. Außerdem sind sie längst nicht heiß genug, um unsere Welt zu verbrennen. Und sie flattern!« Kichernd ahmte sie den Flug der Nachtlichter nach. Dabei stieß sie gegen das Glas des Mannes und warf es um.

Ein wilder Streit entflammte, und Creohan floh angewidert ins Freie. Er schämte sich für die Menschheit.

Weshalb laufe ich?

Die Frage schob sich immer wieder beharrlich in den Vordergrund, während Creohan durch den feuchten Küstensand stapfte. Er hatte jetzt keine Eile mehr. Selbst die Suche nach einem Gefährten, der seine Trauer teilte, konnte bis zu seinem Lebensende dauern. Schließlich stand es nicht in seiner Macht, den Untergang der Erde abzuwenden.

Und doch wurde er vorwärtsgetrieben von dem Gefühl, daß jeder Tag genutzt werden mußte...

Wozu? Um einen Stern, eine gewaltige Masse aus flammenden Gasen, von seinem Kurs abzulenken? Lächerlich!

Plötzlich konnte er nicht weiter. Die Erinnerung an den Tod der Frau überfiel ihn mit Urgewalt. Er taumelte gegen einen Felsblock und übergab sich wiederholt, bis er ganz schwach und elend war. Er wußte, daß es notwendig gewesen war, die Fremde zu töten. Hätte er es nicht getan, wären viele Unschuldige ums Leben gekommen. Die Symbiose-Geschöpfe kannten kein Mitleid. Sie töteten aus nichtigen Gründen — oft nur, weil ihnen die Kleidung oder Haartracht des Opfers mißfiel.

Creohan merkte mit einemmal, daß seine Hand ein Stück rauen Stoff umkrampfte. Verwirrt beugte er sich über den Felsblock. Im gleichen Moment hörte er aus dem Nichts eine klare Mädchenstimme:

»Du fühlst dich nicht wohl, Freund! Kann ich dir irgendwie helfen?«

Er hob den Kopf. An dieser Stelle reichte das Meer bis zu den Felsen heran. Die Fremde stand knietief im Wasser und musterte ihn aufmerksam. Helle Tropfen schimmerten in ihrem langen schwarzen Haar. Creohan hatte keine Ahnung, seit wann sie ihn beobachtete.

»Danke, nein«, erwiderte er stockend. »Es war nur — aber sprechen wir nicht mehr darüber. Die Sache gehört der Vergangenheit an und läßt sich ohnehin nicht mehr ändern.«

Beruhigt stieg das Mädchen aus dem Wasser und holte sich das Handtuch, das Creohan unter seinen Fingern gespürt hatte. Sie war völlig nackt und schien sich nicht das geringste daraus zu machen. Weshalb auch? Ihr Körper war von makellosem Ebenmaß. Und als ein sterbendes Nachtlicht dicht neben ihr in die Wellen stürzte, erkannte Creohan in dem kurzen Aufflackern, daß sie außergewöhnlich schöne Gesichtszüge hatte.

Aber ihr unverhofftes Erscheinen verwirrte ihn. Er rang mühsam nach Worten.

»Kommst du — aus dem Meer?«

»Natürlich! Weshalb nicht?« entgegnete das Mädchen mit einem leisen Lachen. Sie wand das nasse Haar aus. »Das Wasser birgt herrliche Dinge. Ich betrachte sie jede Nacht — manchmal sogar am Tage.«

»Aber — dort unten kann doch kein Mensch atmen!«

»Meine Freunde würden mich schon nicht umkommen lassen«, meinte sie achselzuckend und begann sich abzutrocknen.

Das alles war neu und fremd für Creohan. »Es gibt also ein Volk, das unter Wasser lebt?«

»Ein Volk? Ja, so könnte man es wohl nennen.« Sie wickelte sich das Handtuch wie einen Turban um den Kopf und schlüpfte in ihr Kleid, das sie auf einem anderen Felsblock ausgebreitet hatte. »Es ist schön da unten! Man sieht die merkwürdigsten Dinge.«

Sie sah ihn fragend an. »Du weißt wirklich nicht, was sich unter den Wellen verbirgt? Wie schade! Ich würde es

dir zeigen, wenn mich das lange Schwimmen nicht so ermüdet hätte. Es ist einfach herrlich.«

»Selbst in der Tiefe des Meeres«, murmelte Creohan.
»Um so tragischer, daß die Welt sterben muß!«

Das Mädchen hörte auf, sich die Haare trockenzureiben. Sie starrte ihn an. »Sterben?« wiederholte sie unsicher.
»Weshalb sollte sie denn sterben? Soviel ich weiß, existiert sie bereits seit Jahrtausenden — oder nicht?«

Creohan antwortete nicht direkt auf ihre Frage. Statt dessen sagte er: »Würdest du ihren Untergang auch beklagen?«

»Natürlich! Aber ich verstehe nicht, was du meinst.« Das Mädchen sah ihn aus großen, dunklen Augen an. Sie waren so tief wie das Meer, aus dem sie kam.

Er deutete zum Himmel. »Siehst du den Stern dort drüber?«

Ihre Blicke folgten der angezeigten Richtung. »Den kleinen grünen Punkt?«

»Nein, den bläulichen, der ganz hell in der Nähe des Horizonts leuchtet!«

Sie zögerte. Dann trat sie dicht neben ihn und legte die Wange an seinen Arm, um die Richtung des ausgestreckten Fingers besser verfolgen zu können. »Ja, ich sehe ihn«, sagte sie schließlich. »Was ist damit?«

»Er stellt eine Sonne dar, etwa so groß wie die unsere. In Kürze — nicht mehr zu unseren Lebzeiten, aber bald danach — wird uns diese Sonne so nahe kommen, daß sie die Erde zu Asche verbrennt.«

»Eine — Sonne? Ich dachte, es gäbe nur die eine, die uns den Tag erhellt.«

»All die Lichtpunkte am Himmel sind Sonnen. Vielleicht besitzen sie sogar Planeten, die sie umkreisen — wer weiß?«

Das Mädchen hatte den Kopf immer noch an seinen Arm geschmiegt; nun spürte Creohan, wie sie zitterte. »Ich habe mir noch nie im Leben Gedanken über die Gestirne gemacht«, sagte sie. »Es muß wundervoll dort oben sein, viel schöner als in meinem kleinen Reich am Meeresgrund. Erzähl mir mehr davon!«

Sie schwang sich auf einen Felsblock, ließ die nackten Beine baumeln und hörte andächtig zu, wie Creohan von den Entdeckungen sprach, die er und andere Wissenschaftler vor ihm mit dem Teleskop gemacht hatten: von der gewaltigen Leere zwischen den einzelnen Gestirnen; von der erbarmungslosen Glut, die diese unschuldigen kleinen Silberfunken ausstrahlten, wenn man ihnen zu nahe kam; von den Reisen über die Erdatmosphäre hinaus, die nur noch bruchstückhaft in Legenden fortlebten...

Dann erzählte sie von den Lebewesen am Grund des Meeres, mit denen sie Freundschaft geschlossen hatte. Sie waren ungeheuer neugierig, und einige von ihnen besaßen eine hohe Intelligenz. Verirrte sich ein Besucher zu den Korallengrotten, in denen sie lebten, dann tauchten sie auf und sangen einen dröhnenden Begrüßungschoral, der die menschlichen Trommelfelle erzittern ließ. Auch boten sie Fremden eine ganz

bestimmte Wasserpflanze an, die mit Gas gefüllt war und das Atmen erleichterte. Wenn man Stücke davon kaute, konnte man stundenlang durch ihre glitzernden Höhlen streifen.

Und sie schnitten viele andere Themen an, Probleme, die Creohan bis dahin fest in seinem Innern verschlossen hatte. Sie sprachen insbesondere von dem einen drohenden Stern, der nun hinter dem Horizont versunken war. Sie redeten, bis die leuchtenden Farben der Morgenröte den neuen Tag verkündeten.

Erst jetzt merkte Creohan, daß er ganz steif war. Er gähnte und sagte mit einem bitteren Lächeln: »Vielen Dank, daß du mir zugehört hast! Den ganzen Tag und selbst nach Einbruch der Dunkelheit suchte ich nach einem Menschen, dem ich meine Entdeckung mitteilen könnte. Aber sie schien allen gleichgültig zu sein.«

»Allen?« fragte das Mädchen ruhig. »Mir nicht!«

»Nein, dir nicht, und das ist ein Wunder. Ich habe das Gefühl, als sei die Welt durch das neue Wissen mit einemmal völlig verändert. Das stimmt — und doch wieder nicht.« Seine Finger verkrampten sich. Er rang sichtlich nach Worten. »Diese Leute, die ich in der Taverne traf — sie sorgen sich nicht, weil sie sich ihr Leben lang nicht gesorgt haben. Sie leben in den Tag hinein, langweilen sich oder sind süchtig wie die Frau, die ich töten mußte...«

Er senkte den Kopf. Einen Moment lang konnte er nicht weitersprechen. Das Mädchen legte ihm tröstend den

Arm um die Schultern. Dankbar streichelte er ihre Hand und fuhr fort:

»Ich war fest davon überzeugt, daß sich die gesamte Menschheit mit dem drohenden Weltuntergang beschäftigen würde. Aber ich erhielt den Beweis, daß es nicht so ist. Die meisten Menschen begnügen sich damit, zu leben, zu lachen und zu lieben. Sie wissen, daß sie im Grab liegen werden, bevor die Katastrophe eintritt — und deshalb bleiben sie gleichgültig. Vielleicht hat mein Freund Molichant doch recht: der Geist, der unsere Rasse in früheren Epochen beflügelte, lebt nicht mehr in uns.«

»Das könnte stimmen.« Das Mädchen nickte. »Ich habe einen großen Teil meines Lebens in Einsamkeit verbracht, weil ich so wenigen Menschen begegnete, die wie ich waren. Wie soll ich es ausdrücken? Ich besitze — Neugier. Ja, das ist das richtige Wort. Aus Neugier tauchte ich zum erstenmal auf den Grund des Meeres. Aber...«

Ihre Stimme wurde mit einemmal heftig. »Aber der Geist unserer Vorfahren kann uns nicht ganz verlassen haben. Du hast einen einzigen Tag lang nach Gleichgesinnten gesucht und trotz mancher Enttäuschungen jemanden gefunden — mich! Was bedeutet ein Tag in der Geschichte der Menschheit? Die Welt ist groß, und wir haben viele Tage zur Verfügung. Beweisen wir, daß unsere Rasse immer noch kühn genug ist, um eine schier unmögliche Aufgabe zu lösen! Daß sie ihr Ziel erreichen kann, weil sie Liebe zu ihrer Heimatwelt empfindet! Warum gibt es in dieser Stadt

niemand außer uns, der Wagemut besitzt und eine Herausforderung annimmt? Der in die Zukunft sieht und diese Zukunft zu formen versucht? Weil ihn hier unter Taugenichtsen und Faulpelzen nichts hält! Die ganze Erde liegt vor uns ausgebreitet. Warum machen wir uns nicht auf den Weg?«

Creohan starzte sie an. Er konnte ihre Worte nicht fassen. »Du meinst, daß wir der Laune des Augenblicks nachgeben und eine Suche beginnen wollen, die wahrscheinlich vergeblich sein wird?« fragte er verständnislos.

»Weshalb nicht?« entgegnete sie. »Willst du die Hände in den Schoß legen? Was ist besser: freiwillig etwas aufzugeben oder durch das Zuschlagen des blinden Zufalls alles zu verlieren?«,

»Du hast recht!« sagte Creohan leise. »Ja, ja, ja!«

Er nahm sie an der Hand. Nebeneinander standen sie da und betrachteten den hellen Streifen im Osten, der die Nacht verdrängte.

»Aber einen Stern zur Umkehr zu bewegen!« flüsterte Creohan. »Ich glaube, wir sind wahnsinnig!«

»Ist es nicht ein schöner Wahnsinn?« erwiderte das Mädchen zuversichtlich.

Aber ihre Hand zitterte und fühlte sich kalt an.

Schließlich wurden sie es müde, den Horizont anzustarren, und wandten sich zum Gehen. Creohan kam mit einemmal ein Gedanke, den er sofort aussprach.

»Nun unterhalten wir uns seit Stunden, und ich kenne weder deinen Namen noch deinen Wohnsitz! Ich heiße Creohan, und ich lebe in der Straße der Musiker.«

»Mich nennt man Chalyth«, entgegnete das Mädchen.

»Und ich wohne überall und nirgends.«

»Du hast kein Haus für dich beansprucht?«

»Wozu brauche ich ein Haus? Ich habe wenig Besitz. Die Nächte sind warm, und wenn es regnet, kann ich Schutz unter Bäumen und Sträuchern finden. Aber ich liebe das Wasser auf meiner Haut, und so verberge ich mich selten vor dem Regen.«

»Aber die Nahrung!« warf Creohan verwirrt ein. »Und Kleider!«

»Ich hungere nicht. Die Bewohner unserer Stadt haben viele Fehler, aber kleinlich sind sie nicht. Weshalb auch? Es kostet sie nichts, andere Leute zu beschenken.« Sie nahm den Saum ihres Kleides in die Hand. »Da — der Stoff wird allmählich dünn. Morgen oder übermorgen wende ich mich an ein Mädchen, das etwa meine Größe hat, und trage ihr meine Bitte vor. Ähnlich ist es mit dem Essen. Auf unserer Welt herrscht Überfluß, und niemand braucht zu darben.«

Das war so weit entfernt von Creohans festverwurzeltem Leben, von seiner engen Bindung an das Haus und das Teleskop, daß er verwundert den Kopf schüttelte. Sie lachte laut über seine Verwirrung.

»Überlege doch!« rief sie. »Könnte jemand, der an seinen Besitz gefesselt ist, so leichten Herzens einen Aufbruch ins Ungewisse vorschlagen?«

»Nein«, gab er nach einigem Zögern zu. »Und ich fühle mich ein wenig beschämt von deinen Worten. Ich kann mir vorstellen, wie ich in fünfzig Jahren ausgesehen hätte, wenn ich dir nicht begegnet wäre: ein gebrochener, verbitterter Alter, halb verrückt, weil niemand seine Warnungen ernst nimmt.« Er holte tief Atem. »Sollen wir gleich aufbrechen, bevor mich der Mut wieder verläßt? Und wenn ja, in welche Richtung?« Der Tag war heraufgezogen, und die purpurnen Lichter, die den Strand erhellt hatten, flatterten davon.

Wieder lachte Chalyth. »So rasch geht das nicht, Creohan. Es hieße das Glück aufs Spiel setzen, wenn wir ebenso ziellos durch die Welt wanderten wie durch unsere Heimatstadt. Wir müssen beraten und Vorbereitungen treffen — und zuallererst brauchen wir Schlaf.« Sie unterdrückte mühsam ein Gähnen.

»Dann komm mit zu meinem Haus«, sagte Creohan.

»Gern. Ich glaube, es wird für lange Zeit das letztemal sein, daß wir unter einem festen Dach schlafen.«

So schlenderten sie durch die Stadt, bis sie Creohans Heim erreichten. Ein breites grünes Lager, weich und federnd wie ein Moosteppich, erwartete sie. Sie kuschelten sich eng aneinander und schliefen wie unschuldige Kinder.

Gegen Mittag erwachten sie und verlangten von dem Haus eine Ausrüstung für die lange und sicherlich beschwerliche Reise: leuchtendrote Hemden, lose graue

Kniehosen und bequeme, aber doch feste Lederstiefel. Sie aßen schweigend im Arbeitszimmer.

Plötzlich sah Creohan auf und befahl dem Haus, das Teleskop zu vernichten.

Ein Stöhnen lief durch sämtliche Räume, aber das Haus gehorchte. Der große Spiegel wurde stumpf; die Stützen welkten und knickten ein; und nach kurzer Zeit war das Zimmer völlig leer. Die Pflanze hatte die Substanz, aus der das Teleskop bestand, bis auf den kleinsten Rest absorbiert.

»Warum hast du das getan?« rief Chalyth. »War es nicht dein kostbarster Besitz?«

»Ja«, erwiderte Creohan hart. »Früher. Aber du sagtest gestern nacht selbst, daß der Aufbruch leichter fällt, wenn man nicht an einen Besitz gefesselt ist. Was nützt mir das Teleskop jetzt noch? Ich würde nur immer wieder den verhängnisvollen Stern anstarren und mich mit düsteren Gedanken quälen. Zudem steht er jetzt so hell am Himmel, daß ich ihn auch mit bloßem Auge erkenne.«

Chalyths Augen hatten sich mit Tränen gefüllt.

»Es läßt sich nicht mehr rückgängig machen«, sagte Creohan ernst. »Und ich will es auch gar nicht. Ich nehme es als gutes Omen. So! Welchen Weg schlägst du vor?«

Chalyth schluckte, drängte mühsam die Tränen zurück und stellte mit ruhiger Stimme eine Gegenfrage. »Es gibt hier in der Nähe eine Straße der Weitgereisten. Glaubst du, daß darin noch jemand wohnt, der das Land gründlich kennengelernt hat?«

Creohan schnitt eine Grimasse. »Es ist eine Ewigkeit her, seit die Straßen ihre Bezeichnungen erhielten. In der Straße der Musiker lebt jedenfalls kein einziger Tonkünstler. Ähnlich wird es mit den Reisenden sein. Aber warte!« Seine Miene hellte sich auf. »Ich kenne einen Mann, der diesen Namen verdient, und er wohnt in der Straße der Weitgereisten. Molichant erzählte mir von ihm. Er ist jetzt ein Greis, aber in seiner Jugend überquerte er den Ozean und entdeckte wundervolle Dinge.«

»Wie heißt er?«

»Glyre, wenn ich mich recht erinnere.«

»Beginnen wir bei ihm unsere Suche«, sagte Chalyth. Aber als sie Glyres Haus erreichten, öffnete ihnen niemand. Schließlich erfuhren sie von einem Nachbarn die traurige Neuigkeit:

»Es hat wenig Sinn, den da zu stören«, erklärte er — ein hagerer Mann, der in einer Schaukel aus roten Ranken saß. »Selbst wenn er daheim ist, wird er kaum antworten. Diese Historiker sind alle gleich.«

»Er hat sich den Historikern zugewandt?« fragte Creohan bestürzt.

»Natürlich! Kennt ihr nicht die Geschichte, die er voller Stolz jedem erzählt? Daß er in seiner Jugend das Meer überquerte und eine uralte Stadt entdeckte, deren Türme unter der Last der Jahre zusammengebrochen waren? Damals schon beschloß er, sie in ihrer Blütezeit zu betrachten, und ich glaube, es ist ihm gelungen.«

»Ich habe von dieser Stadt gehört«, sagte Chalyth. »Einer meiner Freunde aus den Korallengrotten zeigte mir einen goldenen Helm und erzählte, daß er ihn an einem fernen Strand gefunden hätte, wo solche Dinge zu Tausenden herumlägen. Er wußte nicht, wie lange die Stadt schon verlassen war.«

Creohan wandte sich an den Mann in der Schaukel: »Wo können wir Glyre finden, wenn er nicht daheim ist — in den Häusern der Geschichte?«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Höchstwahrscheinlich. Welcher Epoche er sich widmet, weiß ich allerdings nicht. Mir genügt die Gegenwart. Vergangenheit und Zukunft sind mir gleichgültig.«

Seine Haltung wurde verständlich, als er aus dem Rankengewirr einen Schlauch holte und an die Lippen setzte. Er inhalierte tief. Sekunden später hatte er Creohan, Chalyth und seinen Nachbarn Glyre vergessen.

»Pfui!« flüsterte Chalyth. »Ich hasse Rauschgiftsüchtige!«

»Und ich Historiker«, entgegnete Creohan ebenso leise. »Obwohl mein einziger Freund ihnen nahesteht. Nun, das läßt sich nicht ändern. Hast du dich schon einmal in den Häusern der Geschichte umgesehen?«

»Ich? Nie!« Das Mädchen begann zu zittern. »Wer sie betritt, gerät unweigerlich in die Klauen der Vergangenheit.«

»Aber wir haben einen Grund, der Versuchung zu widerstehen«, sagte Creohan. »Und wir müssen uns hineinwagen, wenn wir Glyre finden wollen. Komm!«

Auf einer sanften Anhöhe über der Stadt lagen die Häuser der Geschichte. Üppiges Laub in grünen und blauen Farbtönen verdeckte die dunkelbraunen Wände. Historiker in den Trachten von mehr als fünfzig verschiedenen Epochen standen, saßen oder lagen auf dem sonnenbeschienenen Rasen herum. Ihre wirren Blicke spiegelten den Kampf zwischen Vergangenheit und Gegenwart wider, der in ihrem Innern ausgetragen wurde. Chalyth ging von einem zum anderen. Sie erkundigte sich nach Glyre und der Ruinenstadt, die den Forscher in ihren Bann gezogen hatte. Die meisten schenkten ihr nur ein leeres, geistesabwesendes Lächeln. Und wenn jemand antwortete, so pries er in leuchtenden Farben seine Lieblingsepoke.

Schließlich gerieten sie an einen jungen Mann, der sich bei ihrer Frage schweigend erhob und nach einem unsicheren Blick in die Runde wie ein Schlafwandler auf das nächstliegende Gebäude zuging.

Chalyth und Creohan sahen einander an. Nach einem kurzen Zögern faßten sie sich an den Händen und folgten ihm.

Immer und immer wieder hatte Molichant Creohan die Wirkungsweise dieser Häuser erklärt, soweit man sie heute noch verstand. Manche der Begriffe hatten sich im Laufe der Jahrtausende verwischt. Aber es stand fest, daß die Häuser auf irgendeine Weise unendlich feine Ströme im Gehirn hervorriefen und damit Erinnerungen auslösten, die noch unterhalb des Molekularbereichs

lagen — die möglicherweise in dem hauchdünnen Gewebe des Universums selbst eingebettet waren.

All diese Erklärungen hatten Creohan nicht auf die Wirklichkeit vorbereitet. Sobald er, geleitet von dem Jüngling, die Schwelle überschritt, vermischten sich Wahrnehmung und Phantasie. Er ging, rannte, schlief, wurde von Krallenhänden an eine Wand gepreßt, geschlagen, gestreichelt, verbrannt, in weiche kostbare Gewänder gehüllt, war steif vor Alter, berauscht...

Er schrie auf und versuchte, seinem Führer mit den Blicken zu folgen. Der Jüngling ging mit entschlossenen Schritten durch einen Korridor, der sein Aussehen ständig änderte: ein freies Feld, ein dichter Wald, eine Eiswüste, eine rote Stadt, eine schwarze Stadt, eine lange, graue Straße, ein eleganter Festsaal. Dutzende von Bildern kämpften um die Vorherrschaft in seinem Gehirn, drohten ihn zum Wahnsinn zu treiben.

Dennoch schlepppte er sich weiter. Er wußte, daß er Glyre nur hier drinnen finden konnte. Da war er schon, der prachtvolle Schwarze mit den spitz zugefeilten Zähnen oder der verschrumpelte blonde Zwerg, der sich in ein schlecht gegerbtes Fell gehüllt hatte, oder — nein, das war eine Frau. Sie hatte Gesicht und Brüste mit einem grellen Grün bemalt. Ihre Lippen waren purpur und ihre Augen leere schwarze Höhlen...

»Nein«, sagte eine Stimme, und wieder: »Nein, nein, nein!« Seine Hand, eine von vielen, wurde herumgerissen, dann sein träger Körper und...

Frische Luft, heller Sonnenschein, grünes Gras. Er starnte ungläubig um sich. Chalyth stand leichenblaß neben ihm.

»Creohan, du kannst da nicht hinein!« flüsterte sie.
»Deine Angst vor der Zukunft ist zu groß. Die Vergangenheit hat zuviel Macht über dich.«

Allmählich konnte er wieder klar denken. Chalyth hatte recht. Sein Unterbewußtsein war so mit der Zukunft, mit dem Untergang der Erde beschäftigt, daß er eine leichte Beute für die Häuser der Geschichte darstellte. Ihm fehlte die Selbstbeherrschung, mit der Historiker die Epoche wählten, in die sie sich vertiefen wollten.

»Dann gehen wir eben«, sagte er. »Vergessen wir Glyre und brechen wir aufs Geratewohl auf!«

»Nein!« widersprach Chalyth erregt. »Schau dir den Mann dort drüben an! Er trägt einen Goldhelm, wie ich ihn bei meinen Freunden unter Wasser sah. Er muß in der gleichen Stadt gewesen sein!« Sie machte eine kleine Pause und fuhr dann leise fort: »Man könnte fast meinen, daß die Mächte des Schicksals auf unserer Seite stehen, weil wir den Kampf für die Erde aufgenommen haben.«

Sie rannten quer über den Rasen und mußten mehr als einmal reglos daliegenden Historikern ausweichen, die völlig in ihre Träume versunken waren. Aber ihre Hast war unnötig, denn der hagere Alte kam nur langsam voran; das Gewicht des Goldhelmes schien ihn niederzudrücken. Ein Dutzend Schritte vom Eingang entfernt holten sie ihn ein.

»Sir!« keuchte Creohan. »Lautet Ihr Name Glyre?«

Der Alte sah ihn verwirrt an. Er fand schwer in die Gegenwart zurück. »Ja«, erwiderte er schließlich mit brüchiger Stimme. »Aber weshalb haltet ihr mich so ungestüm auf?«

»Um zu erfahren, ob Sie jener Glyre sind, der vor vielen Jahren kühn den Ozean überquerte.«

Das faltige Gesicht unter dem schweren Helm begann zu leuchten, und der Greis richtete sich stolz auf. »Ja, der bin ich.«

»Dann können Sie uns sicher mehr über Ihre Reise erzählen«, sagte Chalyth. »Was haben Sie alles entdeckt?«

»Ruinen und Trümmerfelder.« Glyre zuckte mit den Schultern. »Den schwachen Abglanz längst versunkener Pracht — mehr nicht. Wenn ihr mich jetzt entschuldigt...« Er wollte seinen Weg zum Haus der Geschichte fortsetzen.

Creohan suchte krampfhaft nach einer Möglichkeit, ihn aufzuhalten. Er appellierte an den Stolz des Alten, der schon einmal kurz aufgeflammt war. »Soweit kommt es also«, spottete er, »daß ein Mann, der einst voll Feuer und Unternehmungsgeist steckte, sich wie eine verängstigte Maus in der Vergangenheit verkriecht.«

Glyre zeigte sich nicht gekränkt. Er lachte nur trocken. »Wo auf der Welt ist heute noch Platz für einen Mann mit Unternehmungsgeist? Wo kann er Erfüllung finden? Wäre ich nur einem einzigen Menschen begegnet, der den Vergleich mit den Erbauern jener fernen Stadt aushielte — ich hätte das Leben vielleicht auf mich

genommen, wie es ist.« Er zuckte mit den Schultern. »So aber habe ich mich verkrochen — wie Sie es ausdrücken.«

»Wir haben uns eine Aufgabe gestellt, die Menschen mit Unternehmungsgeist erfordert«, sagte Chalyth. »Setzen Sie sich zu uns, dann erzählen wir Ihnen mehr davon.«

Zögernd, mit einem sehnsüchtigen Blick auf das Haus der Geschichte, nahm Glyre auf einer Bank in der Nähe Platz. In knappen Worten schilderten Creohan und Chalyth ihr Vorhaben. Als sie fertig waren, sah er sie voller Bewunderung an.

»Das ist ein großartiger Plan!« rief er. »Würdig jenes Volkes aus der Vergangenheit, das den Ausdruck ›unmöglich‹ nicht kannte! Vor hundert Jahren, als ich noch jung und wagemutig war, hätte ich mich sofort auf eure Seite gestellt. Doch nun —« Er betrachtete wehmütig seine welken Hände — »holt mich bald der Tod, und man wird mich rasch vergessen. Ihr hingegen, wenn euer Vorhaben gelingt, werdet in der Erinnerung der ganzen Menschheit fortleben, nicht nur in den Gehirnen von ein paar Historikern, die zufällig eure Periode ausgewählt haben.

Aber ich will meinen bescheidenen Anteil leisten und euch das Wissen übermitteln, das ich vor langer Zeit ansammelte. Ah, die Erinnerungen schmerzen!« Er preßte die Hände gegen die Brust und starrte mit zusammengekniffenen Augen in den strahlendblauen Himmel; dann nahm er vorsichtig den schweren Helm ab und strich mit den Fingerspitzen über die Ornamente.

»Ihr müßt wissen, ich stand nicht allein da mit meiner Abenteuerlust. In meiner Jugend war es Mode, daß die Burschen zu langen, gefährlichen Reisen ins Ungewisse aufbrachen und einander an Waghalsigkeit zu übertrumpfen versuchten. Ihr habt von meinen Abenteuern gehört — aber kennt ihr Namen wie Breghinole, Cazador und Quace? Nein? Ah!« Er seufzte und starrte einen Moment lang gedankenverloren vor sich hin. Dann hob er den Kopf und fuhr fort:

»Breghinole wandte sich nach Norden, auf einem sonderbaren Weg aus undurchlässigem Stein, und er entdeckte, wie er uns später berichtete, ganze Ebenen mit merkwürdig verkrüppelten Gewächsen, aus denen giftige Säfte sickerten. In diesen Gebieten hausten Wilde, wie er sie nannte; man konnte sie nach Einbruch der Dunkelheit in einer unbekannten Sprache plappern hören. Er fand auch windschiefe Schuppen aus rauhen Holzstämmen, in denen die Wilden Bienen um des Honigs willen hielten. Einmal, als ihn der Hunger quälte, versuchte er, ihre Vorräte zu stehlen, aber die Wilden waren auf der Hut. Einer zerschmetterte ihm mit einer Keule den Ellbogen, und Breghinole kehrte krank und schwach zu uns zurück. Er starb bald danach. Es scheint also wenig Sinn zu haben, nach Norden zu gehen.

Auch wäre es zwecklos, das Meer zu überqueren, wie ich es tat. Die langen Tage, die ich allein in meinem kleinen Boot verbrachte, verzweifelt über die Windstille, ausgedörrt von der Sonne — was brachten sie mir? Bei den Epochen, ich muß verrückt gewesen sein, daß ich

meinen Körper so quälte. Ich kam an Inseln vorbei, die einst mächtige, blühende Kulturen beherbergt hatten. Aber lediglich Totenschädel zeugten davon. Fensterscheiben, aus hauchdünnen Edelsteinplatten gefertigt, lagen am Boden, zertrümmert von der Gewalt der Winterstürme. In den hohen Türmen, die nicht gezüchtet waren wie unsere Häuser, sondern mühevoll von Menschenhand errichtet, heulte der Wind. Es klang, als spielte jemand eine gigantische Orgel. Ich höre die Musik immer noch.« Glyre strich sich über die Schläfen und zuckte zusammen. »Es war ein unendlich melancholischer Laut, meine Freunde! Die leeren Bauwerke stimmten für ihre ehemaligen Besitzer die Totenklage an.«

»Und nichts — nichts ist am Leben geblieben?« warf Chalyth ein.

»Nichts — bis auf ein paar Ranken, die in staubigen Winkeln und Nischen Wurzeln geschlagen haben. Und sie wirken in ihren düsteren Blau- und Brauntönen wie Trauerkränze.«

Creohan fühlte sich niedergedrückt von dem trostlosen Bild, das der Greis heraufbeschwore. »Und was war mit den anderen Wanderern, von denen Sie sprachen? Mit — Cazador?«

»Cazador, ja. Und Quace. Nun, Quace kehrte nicht mehr zurück. Zum mindest nicht lebend. Jahre nach meiner großen Reise, als die Erinnerungen bereits zu verblassen begannen, schlenderte ich am Strand entlang, da, wo der Fluß Slaind in das Meer mündet. Plötzlich starnte mich

ein Gesicht aus den Büschen an, die das Ufer säumen. Ich trat entsetzt näher, denn ich erkannte sofort, daß ich einen Toten vor mir hatte. Es war Quace. Schwere Steine, mit Lederriemen an seine Füße gebunden, ließen ihn aufrecht im Wasser treiben. Auf seinen Lippen lag ein starres Grinsen, als wollte er sich noch im Tod über die Welt lustig machen. Eine Botschaft war in seine nackte Brust eingeritzt, aber ich könnte sie nicht lesen, denn die Haut war bereits verquollen. Offen gestanden, ich erkannte ihn nur an einem Ring, den er sein Leben lang getragen hatte.«

»Was stieß ihm zu?« fragte Chalyth.

»Wer könnte das sagen? Er hatte die Absicht, den Lauf des Flusses zu erforschen. Vielleicht traf er irgendwo auf Wilde, die sein Eindringen mißbilligten und ihn als Warnung für andere tot zurückschickten. Als ich zehn Jahre später den Ort erneut aufsuchte, entdeckte ich nichts außer ein paar Knochen.«

Chalyth und Creohan sahen einander entsetzt an. Sie hatten nicht geahnt, welche Gefahren außerhalb der Städte drohten.

»Cazador«, fuhr Glyre fort, »wandte sich nach Osten. Er kehrte zurück, aber in einem traurigen Zustand. Er hatte den Verstand verloren.«

Ein langes Schweigen entstand. Wieder einmal überlegte Creohan, ob der fremde Stern nicht die Erlösung für die Menschheit bedeutete. Aber dann wehrte er den Gedanken ab.

»Sie haben viele Barrieren für uns errichtet, Glyre«, sagte er schließlich.

»Nehmt es mir nicht übel«, erwiderte der Alte. Er legte die ausgezehrte Hand auf Creohans Knie. »Ich will euch nur helfen, damit ihr nicht in unbekannte Gefahren geratet.«

»Natürlich«, sagte Chalyth tröstend. Sie warf Creohan einen strafenden Blick zu.

Der Greis sah nachdenklich zu Boden. »Bis heute hatte ich gedacht, daß nichts mein Herz von dem entchwundenen Volk meiner geliebten Insel losreißen könnte. Aber nun gestehe ich euch: wenn ich noch jünger wäre, würde ich euch begleiten.«

So brachen sie am nächsten Morgen landeinwärts auf, weil Glyre sie vor dieser Richtung nicht gewarnt hatte. Sie waren immer noch ein wenig niedergedrückt von den Schilderungen des Alten. Nach einiger Zeit erreichten sie die Außenbezirke der Stadt, wo die Häuser unmerklich mit der Hügellandschaft verschmolzen.

Von diesen Hügeln strömten allnächtlich die Schlachtopfer mit ihrem schrillen Wahnsinnsgelächter in den Tod.

Das letzte Haus, an dem sie vorüberkamen, war eine freundliche, blumendurchwirkte Laube. Ein Mädchen saß auf der Schwelle und sang. Ihr Haar war wie Sonnenschein und ihre Stimme wie perlendes Wasser.

Creohan trat höflich auf sie zu. »Weißt du, was jenseits dieses Hügels liegt?«

Das Mädchen lachte. »Nein, Fremder. Ich sitze hier seit zehn Jahren und singe meine Lieder. Aber ich war nie weiter, als ihr sehen könnt. Ist das nicht wundervoll?«

»Nein«, entgegnete Chalyth gerade heraus. »Ich finde es feige.« Sie ging mit Creohan weiter.

Sie hatten kaum ein paar Schritte getan, als das Mädchen aufsprang und sie bat, einen Augenblick zu warten. Creohan drehte sich um und sah sie an. Sie war sehr schön, und sie trug nichts außer Blumengirlanden, die sie selbst geflochten hatte.

»Weshalb rufst du uns zurück?« fragte er.

»Wenn ihr das Land jenseits der Hügel erreicht, begegnet ihr vielleicht einem Mann, der vor einem Jahr in diese Richtung aufbrach. Er heißt Vence, und ihr erkennt ihn daran, daß er ein blaues und ein braunes Auge hat.«

»So haben also auch andere in letzter Zeit diesen Weg eingeschlagen?« stieß Chalyth hervor. Das girlandengeschmückte Mädchen schüttelte den Kopf.

»Nur der eine.« Ihre Lippen zitterten, und ihre Augen begannen sich mit Tränen zu füllen. »Vence war mein Geliebter. Wir teilten dieses Haus. Wir sangen, wir aßen und wir tranken, wir liebten uns — was braucht der Mensch mehr? Und doch verließ er mich vor einem Jahr, um die Hügel zu überqueren. Er sagte, daß ich ihm folgen würde, wenn meine Liebe zu ihm echt sei. Ich versuchte es, wirklich! Aber sobald ich mein Haus nicht mehr sah, verlor ich den Mut und kehrte wieder um. Seitdem sitze

ich nun auf der Schwelle und — und warte.« Sie wischte sich die Tränen ab.

»Was sollen wir tun, wenn wir auf diesen Vence stoßen?« fragte Chalyth.

»Sagt ihm, daß ich immer noch warte«, flüsterte das Blumenmädchen.

»Und du glaubst, er wird zurückkommen?« fragte Creohan hart. »Wenn ein Mann sich auf die Reise begibt, dann hat er ein bestimmtes Ziel vor Augen. Ich bezweifle, daß er umkehrt, bevor er dieses Ziel erreicht hat. Du wirst alt, während du hier auf ihn wartest. Überlege doch! Die Girlanden verwelken, fallen ab und enthüllen deine schlaffen Brüste. Deine Stimme versagt in den höheren Tonlagen, der Goldglanz deiner Haare weicht einem stumpfen Grau! Möchtest du deinem Geliebten so gegenübertreten?«

»Schweig!« rief das Mädchen und wandte sich Chalyth zu. »Hörst du nicht, was für entsetzliche Dinge er sagt? Wie hältst du es in Gesellschaft dieses widerwärtigen Menschen aus?« Plötzlich kam ihr ein Gedanke und ihre Stimme wurde schmeichelnd. »Du solltest ihn verlassen, bevor er dich gemein und grob behandelt. Wenn er dich erst in die Wildnis schleppt, bist du ihm hilflos ausgeliefert. Bleib bei mir! Wir setzen uns hier in die Sonne und singen gemeinsam.«

Chalyth erwiderte schonungslos: »Vielleicht hast du noch nie einen Mann besessen, der den Wert der Wahrheit kannte. Ich jedenfalls hasse verführerische Lügen und ziehe Offenheit vor.«

»Mein Vence hat mich nie belogen!« fuhr das Mädchen auf.

»Hast du ihm nicht ewige Liebe geschworen?« entgegnete Chalyth.

»Ja — immer wieder!«

»Dann bist du die Lügnerin. Du liebst ihn so sehr, daß du nicht einmal dein Haus aufgeben konntest, um ihn zu begleiten.« Chalyths Tonfall wurde schneidend.

»Zwischen mir und Creohan besteht nicht einmal Liebe. Eine gemeinsame Aufgabe verbindet uns. Also, leb wohl! Wir wissen nicht, was uns erwartet, aber vermutlich haben wir noch einen langen Weg vor uns. Wir können keine Zeit verschwenden.«

»Aber du verstehst mich nicht!« rief das Mädchen zerknirscht. »Ich sehne mich mit jeder Faser meines Seins nach ihm, und doch bin ich an das Haus gefesselt. Nur wenn er mich gewaltsam mitgezerrt hätte, wäre ich gegangen, und das wollte er nicht tun, weil er mich liebte. Aber...« Plötzlich hellte sich ihre Miene auf.

»Ihr! Ihr seid Fremde! Ihr könntet mich zwingen. Ihr könntet mich anspornen, wenn mich der Mut verläßt. Ich habe keine Lust, bis zu meinem Tod an der Türschwelle zu sitzen und zu singen, aber ohne eure Hilfe komme ich nicht los von hier.«

»Gut«, sagte Creohan. »Besorge dir warme Kleider und feste Schuhe. Die Blumengirlanden kannst du wegwerfen, denn das würde uns nur behindern, aber vielleicht gibt dir unsere Nähe Kraft.«

Das Mädchen nickte und verschwand im Haus, um alles für die Reise vorzubereiten.

»War das klug?« fragte Chalyth leise, als sie fort war. Creohan zuckte mit den Schultern.

»Unser ganzes Unternehmen ist Wahnsinn«, meinte er.
»Da kommt es auf eine Verrücktheit mehr oder weniger nicht an.«

Das Mädchen blieb so lange verschwunden, daß Creohan und Chalyth schon glaubten, sie habe ihren schnellen Entschluß wieder umgestoßen. Aber als sie dann ins Freie trat, trug sie einfache graue Kleider und solides Schuhwerk; in ihrem Ledergürtel steckte ein Messer, und über die Schulter hatte sie einen Beutel mit Proviant geworfen. Sie strich mit den Fingern über die Harfe.

»So machte sich Vence auf den Weg«, erklärte sie. »Nur daß er statt der Harfe eine Flöte mitnahm. Ich heiße übrigens Madal. Und ihr?«

Sie stellten sich vor. Madal warf noch einen Blick auf ihr Haus, dann brachen sie auf.

Die Sonne überschritt den Zenit und sank immer tiefer. Die drei Wanderer hatten lange Zeit weiches Gras unter den Füßen, dann, in einer Kerbe zwischen zwei Hügeln, stießen sie auf einen holperigen, zerwühlten Pfad. Eine genauere Betrachtung ergab, daß die Eindrücke von den Schlachtopfern stammten, die jede Nacht in die Stadt strömten. Sie kamen überein, den Spuren zu folgen.

Aus dem Augenwinkel bemerkte Creohan, daß sich Madal immer wieder nach ihrer Blütenlaube umdrehte. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt und eine verschlossene Miene aufgesetzt, aber sie hielt tapfer mit ihren Gefährten Schritt.

Die Sonne ging unter, und sie folgten immer noch den Spuren der Schlachtopfer. Chalyth, die in der freien Natur aufgewachsen war und noch keine Müdigkeit spürte, übernahm die Führung. Mit einem langen Stock tastete sie den Boden ab und warnte die anderen vor Sumpflöchern. Plötzlich blieb sie stehen und stieß einen leisen Schrei aus.

»Hört ihr nichts?«

Weit in der Ferne klang das Wahnsinnsgelächter der Schlachtopfer auf, die dem Tod in der Stadt entgegenliefen. Creohan sah sich um. In der Dämmerung konnte er kaum etwas erkennen.

»Ich schlage vor, daß wir den Pfad verlassen«, sagte er. »Ich bin noch nie einer dieser Herden begegnet, aber ich könnte mir vorstellen, daß diese Geschöpfe einfach über uns hinwegtrampeln.«

Sie erkletterten eine Steigung und kauerten sich ins hohe Gras. Das kreischende Gelächter wurde immer lauter, bis schließlich die Anführer der Herde im Halbdunkel auftauchten — zottige, hünenhafte Gestalten mit niedrigen Stirnen und ungewöhnlich langen Gliedmaßen. Sie stampften durch die Sumpflöcher und pflügten mit ihren schweren Füßen den Boden auf. Immer wieder

klang ihr furchtbares Hahaa... Hahaaa... durch die Nacht. Creohan mußte sich die Ohren zuhalten.

»Ich wußte nicht, daß die Schlachtopfer wie Menschen aussehen«, flüsterte Chalyth, als endlich wieder Stille einkehrte. »Zwei Arme, zwei Beine — aufrechter Gang! Mir dreht sich der Magen um, wenn ich an sie denke! Ich glaube, ich kann nie wieder Fleisch essen.«

Aber Madal reagierte anders. Sie starnte sehnsüchtig den zertrampelten Pfad entlang und sagte leise: »Sie gehen in unsere Stadt! Und morgen früh, wenn mein Nachbar mich zur Fleischverteilung abholen will, wird er mein Haus leer vorfinden. Ich muß unter freiem Himmel schlafen, und daheim wartet das Bett, das zehn Jahre lang mein Nachtlager war...«

Chalyth wirbelte herum. »Dann lauf diesen Bestien doch nach! Ich habe meine Nächte freiwillig in der Natur verbracht, obwohl ich unter hundert weichen Betten wählen konnte! Und ich breche mit einem Fremden zu einem Ungewissen Ziel auf, während du es nicht einmal fertigbringst, dem Mann zu folgen, den du liebst. Geh mit den Schlachtopfern zurück in die Stadt. Du besitzt nicht mehr Verstand als sie!«

»Du beschämst mich«, sagte Madal nach einer Pause. »So wie mich Vence beschämte, als er ging und ich ihm nicht folgen konnte. Also gut — schlafen wir unter freiem Himmel! Hier? Oder wollt ihr noch ein Stück weiter?«

»Nein, wir bleiben hier«, erklärte Creohan und suchte einen ebenen Lagerplatz. Chalyth brach trockene Äste

von einem Strauch und zündete ein Feuer an. Sie aßen nur wenig, da sie nicht wußten, wie lange die Vorräte reichen mußten.

Danach holte Madal ihre Harfe hervor und sang ein wehmütiges Lied. Sie sang noch, als Creohan und Chalyth längst eingeschlafen waren. Die Melodie vermischt sich in ihren Träumen mit dem Gelächter der Schlachtopfer.

Am nächsten Morgen setzten sie schweigend ihren Weg fort. Sie erreichten noch am Vormittag den Kamm der Hügelkette und erblickten unter sich eine Ebene mit wogendem gelben Gras.

Sie erstreckte sich bis an den Horizont, und Chalyth meinte leise: »So muß sich Glyre gefühlt haben, als er die gleichförmigen Wellen des Ozeans vor sich sah.«

»Nun, hier führt wenigstens eine Linie durch die Gleichförmigkeit«, entgegnete Creohan und deutete auf den Pfad, den die Schlachtopfer geschaffen hatten. Vorsichtig stiegen sie in die Tiefe. Dornengestrüpp säumte den Weg, und in den Zweigen hingen handgroße Fetzen von dem grauen Zottelfell der Bestien. Auch Blutspuren waren zu erkennen. Aber wenn die Schlachtopfer sich hier durchzwängten, dann lachten und lachten sie...

Die drei Wanderer erreichten die Ebene. Die Gräser waren hier fingerdick und schlugen über ihren Köpfen zusammen. »Nun sind wir gezwungen, dem Pfad zu

folgen«, murmelte Creohan. »Andernfalls verirren wir uns.«

»Vorausgesetzt, daß wir uns nicht bereits verirrt haben und daß der Pfad an irgendein Ziel führt«, entgegnete Madal scharf.

»Zumindest führt er an den Ort, wo die Schlachtopfer gezüchtet werden«, sagte Creohan. »Und ich bin überzeugt davon, daß nicht nur unsere Stadt mit Fleisch versorgt wird. Bestimmt gibt es jenseits des Sammelplatzes mehr Pfade. Wenn wir ihnen folgen, erreichen wir vielleicht andere Menschensiedlungen. Kommt, beeilt euch!«

Madal seufzte, aber sie rückte den Proviantsack zurecht und marschierte los. Chalyth und Creohan blieben ein wenig zurück.

»Hast du letzte nacht den Unheilsstern beobachtet?« fragte Chalyth leise.

Creohan nickte. »Hier draußen, weit weg von den Nachtlichtern, sieht man ihn ganz deutlich.«

»Ich weiß nicht, vielleicht war es Einbildung — aber mir kam er mit einemmal sehr viel heller vor.«

Darauf gab Creohan keine Antwort.

Der Pfad schlängelte sich endlos durch das hohe Gras. Sie wanderten dahin, bis ihre Füße schmerzten. Als das Sonnenlicht nur noch spärlich durch die gelben Halmwände drang, hörten sie in der Ferne das unheimliche Lachen der Schlachtopfer.

»Je näher wir der Brutstätte kommen, desto früher am Tag begegnen wir den Bestien«, meinte Creohan.

Sie erreichten eine Biegung. Etwa hundertfünfzig Schritt lief der Pfad schnurgerade dahin, bis er erneut einen Knick machte. Und an diesem Knick tauchte die Herde auf. Irgendwie sahen die Geschöpfe bei Tageslicht noch menschenähnlicher aus — und doch wirkten sie zugleich ekelerregend. Ihr Gelächter...

Blinde Panik ergriff Madal. Sie drehte sich um und ergriff die Flucht.

»Mach den Pfad frei, du Närrin!« schrie Creohan ihr nach. Ohne abzuwarten, ob sie seinen Rat befolgte, packte er Chalyth an der Hand und zerrte sie in das hohe Gras seitlich des Weges. Dicht an ihrem Versteck trampelte die Herde vorbei. Sie hielten den Atem an.

Als das Wahnsinnsgelächter verstummt war, wollte Creohan zum Weg zurückkehren, aber Chalyth bat ihn, noch eine Weile zu warten. Sie hatte Angst, Nachzüglern der Herde zu begegnen. Creohan gab nach, wenn auch widerwillig. Er machte sich Sorgen um Madal. War sie blind den Pfad entlanggeflogen, oder hatte sie es noch geschafft, sich vor den heranstürmenden Schlachtopfern in Sicherheit zu bringen? Sie blieben nicht lange im Ungewissen.

»Creohan! Chalyth!« Madals Stimme klang schrill vor Angst. »Ich habe mich verirrt! Ich finde nicht mehr zum Pfad zurück.«

Sie sahen einander erschrocken an. »Du kannst nicht weit von uns entfernt sein«, rief Creohan. »Wir hören dich ganz deutlich. Orientiere dich an den niedergetretenen Grashalmen!«

Chalyth deutete schweigend auf das hohe Gras, das sie umgab.

Die Halme, die sie bei ihrer Flucht vor der Herde zurückgebogen hatten, waren längst wieder aufgerichtet.

»Bleib, wo du bist, Madal!« rief Creohan, als er die bittere Wahrheit erkannte. »Wir werden versuchen, dem Klang deiner Stimme zu folgen.«

»Der Ruf kam aus dieser Richtung«, meinte Chalyth und deutete. »Vielleicht hat sie sich jenseits des Weges versteckt. Dann erreichen wir ihn automatisch.«

Creohan nickte und zwängte sich durch die hohen Stengel. Chalyth hielt sich dicht hinter ihm. Das Pflanzengewirr war so dicht, daß sie nur mühsam vorankamen. Madals Rufe klangen immer hysterischer. Als sie das Mädchen schließlich erreichten, kniete sie im Gras und hatte den Kopf in den Händen vergraben. Ihre Wangen waren tränенverschmiert.

»Wo ist der Pfad?« schluchzte sie. »Wo kann er nur sein?«

»Wir haben ihn jedenfalls nicht überquert, während wir nach dir suchten«, stellte Chalyth fest.

»Dann sind wir verloren«, sagte Madal. »Wir müssen in dieser Grasebene verhungern!«

»Unsinn!« entgegnete Creohan. »Sobald die Schlachtopfer das nächstemal hier vorbeiziehen, achten wir darauf, aus welcher Richtung ihr Gelächter kommt. Dann können wir den Pfad nicht verfehlten.«

»Ich habe einen einfacheren Vorschlag«, meinte Chalyth. »Creohan, wenn du dich bückst, klettere ich auf deine Schultern und sehe mich um.«

Ein wenig beschämt, daß er nicht selbst auf den Gedanken gekommen war, tat Creohan, was sie von ihm verlangte. »Nun«, fragte Madal ungeduldig, »siehst du den Weg?«

»Ich sehe etwas viel Wichtigeres«, erwiderete Chalyth. »Jemand hat ganz in der Nähe ein Feuer entfacht.«

»Bist du ganz sicher?« Creohan richtete sich erschrocken auf, und Chalyth wäre um ein Haar zu Boden gestürzt.

»Es handelt sich eindeutig um ein kontrolliertes Feuer. Die Halme hier entzünden sich leicht — wenn es ein Grasbrand wäre, säßen wir bereits in der Falle.«

Immer noch schluchzend folgte ihnen Madal, als sie sich einen Weg durch das harte, widerspenstige Gras bahnten. Einige Male stieg Chalyth auf Creohans Schultern, um neue Richtungsanweisungen zu geben. Doch das erübrigte sich bald, denn der beißende Rauchgeruch wurde immer deutlicher.

Schließlich erreichten sie einen Platz, auf dem das Gras im Umkreis von zwanzig Schritten niedergetrampelt war. Mit Staunen betrachteten sie eine primitive Schutzhütte aus geflochtenem Stroh. Die Stützpfähle wirkten von weitem wie knorrige helle Äste, aber bei genauerem Hinsehen entdeckten sie, daß es lange Knochen waren.

Am Rande der Lichtung lag eines der Schlachtopfer, ausgeweidet und gehäutet. Fliegenschwärme hatten sich

auf dem Kadaver niedergelassen. Dem toten Geschöpf fehlte ein Arm, und dieser Arm röstete auf einem Gestell aus Knochen langsam über dem Feuer. Knochen schien es genug zu geben. Ein ganzer Stapel davon lag neben der Hütte.

Ein Mann mit verfilzter Haarmähne beugte sich über das Feuer. Er bemerkte die Neuankömmlinge gar nicht. Zögernd trat Creohan näher und sprach ihn an.

»Freund, kannst du uns sagen, wo sich der Pfad befindet, der durch die Ebene führt?«

Der Fremde starnte vor Schmutz. Wenn er je Kleider besessen hatte, so waren sie sicher längst in Fetzen zerfallen. Nun sah er Creohan an. Eines seiner Augen war blau und das andere braun. Creohan zuckte zusammen.

»Es führt kein Pfad durch die Ebene«, sagte er mit rauer Stimme und wandte sich wieder dem Feuer zu. Creohan warf Madal einen raschen Blick zu, doch es war offenkundig, daß sie den verwilderten Kerl nicht erkannte. Entsetzt und zugleich fasziniert betrachtete sie die Strohhütte und den Knochenstapel daneben. Creohan hoffte nur, daß der Schock sie nicht überwältigen würde.

»Das ist also das traurige Ende deiner Reise, Vence!« sagte er hart.

Der Mann sprang auf. Im gleichen Moment wirbelte Madal herum, starrte ihn an und stieß einen Schrei aus. Chalyth stützte sie.

»Vence?« meinte Chalyth ungläubig. »Dieses Ding soll Madals Geliebter sein?«

»Nun?« Creohan wandte sich an den Fremden. »Bist du es oder nicht?«

Der Mann war unter der sonnengebräunten Haut blaß geworden. Er nickte. »Ja. So nannte man mich. Und dort drüben steht Madal. Ich hatte — ihren Namen vergessen.«

»Was ist mit dir geschehen?« fragte Creohan. »Weshalb lebst du hier?«

»Leben?« entgegnete Vence müde. »Das ist kein Leben, sondern ein Vegetieren. Die Tage fließen ineinander über wie farbiges Wachs, bis sie zu einem grauen Nichts verschmelzen.« Er deutete auf das Fleischstück über dem Feuer. »Zu essen habe ich allerdings genug. Wollt ihr auch etwas davon?«

»Aber was machst du hier?« rief Creohan, ohne auf das schauerliche Angebot einzugehen. »Weshalb hast du deine Reise bereits so nahe der Stadt aufgegeben?«

»Nahe? Nahe? Ich weiß nicht, ob du lügst oder wahnsinnig bist oder ob mich die Glut der Sonne wirr gemacht hat. Eine Herde verdrängte mich vom Pfad, und ich marschierte dreißig Tage lang durch diese entsetzliche Ebene, vorwärts und rückwärts und im Kreis herum. Durch Zufall stolperte ich wieder auf den Pfad, und ich erkannte, daß ich in seiner Nähe bleiben mußte, wenn ich nicht verhungern wollte. Nun, ich lebe noch.« Wieder deutete er auf das Fleisch. »Da — riecht! Es ist ganz frisch.«

Creohan bemühte sich, nicht auf die Fliegenschwärme zu sehen, die über dem Kadaver surrten. »Und es genügt

dir, auf diesem Fleck zu bleiben, den du so besudelt hast? Ist das alles, was du vom Leben verlangst?«

Vence zuckte mit den Schultern und setzte sich mit überkreuzten Beinen vor das Feuer. Von neuem hatte ihn die dumpfe Gleichgültigkeit erfaßt. »Man bleibt sein Leben lang auf einem Fleck und erwartet das Ende, ob nun hier oder auch in der Stadt.«

»Aber — aber wie überwältigst du die Schlachtopfer? Du bist nicht stark genug, um es mit diesen Bestien aufzunehmen...«

Statt einer Antwort deutete Vence auf ein Messer, das bis zum Heft in der Erde steckte. Er zog es heraus und hielt es hoch.

»Eine armselige Waffe«, meinte Creohan. Vence kräuselte verächtlich die Oberlippe und stieß die Klinge wieder in den Boden.

»Ah, in mancher Hinsicht haben diese Geschöpfe Ähnlichkeit mit den Menschen. Man kann sie anlocken, wenn man ihre Schwächen kennt. Da!« Er deutete auf den Kadaver. »Ein Weibchen! Ich hole mir nur Weibchen. Wenn sie ihren Zweck erfüllt haben, töte ich sie. Schließlich ist es ihre einzige Aufgabe, den Mann zu befriedigen, oder?«

Das folgende geschah so rasch, daß Creohan völlig überrumpelt wurde. Eine hastige Bewegung, ein dumpfer Aufschlag, ein Schrei — Madal stand mit wutverzerrter Miene über ihrem früheren Geliebten und schüttelte den schweren Schenkelknochen, mit dem sie ihn zu Boden geschlagen hatte.

»Du Ungeheuer! Du Bestie! Du-du Wurm!« kreischte sie. »War das alles, was du je für mich empfunden hast? Für mich, die um dein Leben bangte und ein Jahr lang auf deine Rückkehr wartete? Ich hasse dich, ich hasse dich — verstehst du mich?«

Sie begann wieder mit dem Knochen auf ihn einzuschlagen. Er versuchte mühsam zu seinem Messer zu kriechen, während die Hiebe auf ihn herabprasselten. Madal hatte sich in eine Furie verwandelt. Creohan und Chalyth versuchten sie zurückzureißen, aber sie fletschte die Zähne wie ein wildes Tier und hob drohend ihren Knüppel.

»Zehn kostbare Jahre meines Lebens hat er geraubt!« stieß sie hervor. »Der dreckige Lügner! Wenn ich daran denke, daß er in mir nichts mehr sah als — als in einem dieser Geschöpfe!« Sie deutete mit dem Knochen auf den abgehäuteten Kadaver. Vence wimmerte vor sich hin.

Dann jedoch flackerte schwach Kampfgeist in ihm auf. Er warf sich zur Seite, rollte herum und versuchte Madal in die Wade zu beißen. Sein Kiefer schien jedoch verletzt zu sein — wie schwer, das konnte Creohan durch den Haarfilz nicht erkennen — denn er heulte vor Schmerz laut auf und begann den Oberkörper hin und her zu wiegen. Er dachte nicht mehr daran, sich zu verteidigen.

»Laß ihn in Ruhe«, meinte Chalyth. »Die lange Einsamkeit hat ihn wahnsinnig gemacht. Er wird nie wieder ein richtiger Mensch sein.«

»Nein!« fuhr Madal auf. »Einen kleinen Nutzen will ich von ihm haben. Er weiß, in welcher Richtung der Pfad

liegt. Soll er uns hinführen! Das ist das wenigste, was er für uns tun kann! Los, du stinkendes Bündel!«

»Glaubt ihr, man kann das Feuer einfach brennen lassen?« fragte Chalyth mit einem zweifelnden Blick auf das hohe, trockene Gras, das rings um die Lichtung wuchs.

Vence stöhnte und rollte die Augen, aber die Laute, die er formte, waren unverständlich.

»Er hat Angst, daß wir das Feuer löschen«, erklärte Madal. »Aber seinetwegen riskieren wir keinen Grasbrand! Werfen wir Erde darüber und verschwinden wir von hier!«

Mit den Fingerspitzen wühlte Creohan in den aufgestapelten Knochen umher, bis er auf ein flaches Schulterblatt stieß. Damit scharrete er die Erde auf und warf ein paar Hände voll über die Flammen. Das Feuer erstickte, und Madal beobachtete triumphierend Vences verzweifelten Gesichtsausdruck.

»So — und jetzt vorwärts!« kommandierte sie schließlich. Sie hob drohend das Knochenstück, das ihr als Waffe diente.

Vence rappelte sich hoch und stolperte durch das hohe Gras. Die anderen folgten ihm. Schließlich erreichten sie wieder den Pfad, jene breite Furche, in der die Halme so niedergetrampelt waren, daß sie sich nicht mehr aufrichteten. Vence taumelte mit letzter Kraftanstrengung in das hohe Gras auf der anderen Seite des Weges und war verschwunden, bevor Madal ihm nachsetzen konnte.

»Den wären wir los!« sagte Madal keuchend und stützte sich auf den Knochen, als sei er ein Stock. Düster starnte sie die Front der hohen Gräser an.

Chalyth trat neben sie. »Du läßt ihn so laufen?« fragte sie. »Mit dem gebrochenen Kiefer muß er hier in der Wildnis verhungern!«

»Hat er mich etwa nicht im Stich gelassen?« entgegnete Madal erbittert. »Ein Jahr lang war ich ganz krank vor Sehnsucht. Es wäre ungerecht, wenn er nicht leiden müßte.«

»Was er dir auch angetan hat«, erklärte Chalyth hartnäckig, »er kommt um, wenn wir uns nicht um ihn kümmern! Da ziehen wir los, um die Menschheit der Zukunft zu retten, und verurteilen einen Zeitgenossen leichtfertig zum Tode!«

»Leichtfertig?« wiederholte Madal. »Zehn Jahre lang hat er mir etwas vorgegaukelt, und du nennst meinen Entschluß leichtfertig? So lauf ihm doch nach — vielleicht findest du Gefallen an diesem Tier!«

Aber ihre Wut ließ allmählich nach. Sie warf den Knochen ins Gras und sank Chalyth schluchzend in die Arme. Ihr zierlicher Körper wurde von Weinkrämpfen geschüttelt.

»Es ist gräßlich, einfach gräßlich«, stammelte sie. »Ich habe ihn wirklich geliebt, und er war so freundlich und rücksichtsvoll, und wenn er Flöte spielte...«

»Wir glauben dir ja«, sagte Creohan. »Zweifellos hat ihn die lange Einsamkeit um den Verstand gebracht. Den Vence, den du in Erinnerung hast, gibt es nicht mehr.«

»Dennoch — dürfen wir ihn einfach seinem Schicksal überlassen?« warf Chalyth ein.

»Was willst du tun?« Creohan seufzte. »Du weißt selbst, wie schwer es war, Madal in dieser Grasebene aufzustöbern — obwohl sie sich nicht von der Stelle rührte und uns Zeichen gab. Einen Flüchtenden zu verfolgen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.«

»Vermutlich hast du recht«, sagte Chalyth nach einer Pause. »Aber... nun, es lässt sich nicht ändern. Was wirst du jetzt tun, Madal? Umkehren und wieder heimziehen?«

Das blonde Mädchen wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ich weiß es nicht. Gehe ich zurück, dann erleide ich vielleicht das gleiche Schicksal wie Vence. Dabei war er früher so stark, ich schwöre es! Andererseits — was erwartet mich, wenn ich mich weiterhin euch anschließe? Werden wir nach einiger Zeit aufgeben wie mein Verlobter?«

»Nein«, widersprach Creohan, »denn wir haben ein festes Ziel vor Augen. Vence machte sich auf den Weg, weil er eine gewisse Rastlosigkeit spürte. Das genügte nicht, um ihn voranzutreiben. Wir hingegen handeln nach einem genauen Plan.«

»Ich weiß, ihr wollt die Welt retten.« Madal lachte bitter. »Ihr wollt einen Stern zur Umkehr zwingen — ein Mann und eine Frau!«

»Das ist nicht die Hauptsache«, erklärte Chalyth mit brutaler Offenheit. »Um die Wahrheit zu gestehen — wir haben Angst!«

»Wovor? Vor einer Katastrophe, die sich irgendwann nach eurem Tod ereignen wird?«

»Nein, es ist etwas anderes«, sagte Chalyth. »Die Welt erscheint mir so riesig, und ich habe Angst, daß ich sterben könnte, bevor ich nur einen Bruchteil ihrer Geheimnisse begreife. Du, Creohan?«

»Ja, mich treibt auch die Angst vorwärts«, gestand Creohan. »Die Angst, daß mein Leben im Sande verrinnt, daß es für die Nachwelt völlig gleichgültig sein könnte, ob ich existiert habe oder nicht. Und du, Madal? Gibt es nichts, was dir Furcht bereitet und dich zum Weitergehen veranlassen könnte?«

»O doch«, erwiderte Madal nach kurzem Überlegen, »und ihr wißt es bereits. Ich habe Angst, allein zurückzukehren. Also begleite ich euch. In welche Richtung gehen wir?«

Creohan warf einen Blick auf den Stand der Sonne und rechnete. »Hier entlang«, sagte er nach einer Weile entschlossen und ging voraus.

Am Spätnachmittag begann der Weg anzusteigen, und die Vegetation änderte sich. Zwischen die hohen Grasbüschel drängten sich Sträucher mit fahlblauen Blüten, knorrige Zwergbäume, deren steife Blätter im Wind raschelten, und Gruppen von Riesenbovisten, die glasig und glitschig wie Froschlaich wirkten. Im Innern dieser kugelförmigen Gewächse konnte man schwach andere Formen erkennen, aber die drei Wanderer

verzichteten darauf, sie aus der Nähe zu betrachten. Die Umrisse hatten etwas Drohendes an sich.

Madal achtete nicht auf die Landschaft. Sie war von ihrem Zusammentreffen mit Vence so erschüttert, daß sie wie im Traum dahinmarschierte. Chalyth und Creohan ließen sie in Ruhe. Wenn sie sich unterhielten, so geschah es im Flüsterton.

»Creohan, wie ist es möglich, daß der Pflanzenwuchs so rasch wechselt?« fragte Chalyth. Sie hatte eine der blauen Blüten abgerissen, um daran zu riechen, aber der Kelch war sofort zu einem häßlichen braunen Nichts zusammengeschrumpft. »Das Klima hat sich nicht verändert, seit wir die Stadt verließen, aber daheim habe ich solche bizarren Pflanzen nie gesehen. Liegt es vielleicht an den Bodenverhältnissen?«

»Auch«, entgegnete Creohan. »Aber eine wichtigere Rolle spielt wohl das Eingreifen des Menschen in die Natur. Ich sprach einmal mit Molichant über dieses Thema, und er meinte, daß die Phantasie des Menschen über die Jahrtausende hinweg einen ungeheuren Formenreichtum in der Natur geschaffen habe.«

Erstaunt deutete Chalyth auf einen der Riesenboviste. »Aber zu welchem Zweck züchtete man wohl diese Scheußlichkeiten?«

»Die Menschen fragen nicht immer nach einem Zweck.« Creohan zuckte mit den Schultern. »Vielleicht stellten die Dinger hier nur eine Kuriosität dar. Oder sie besaßen eine Aufgabe, die wir heute nicht mehr begreifen. Wenn ich an die Gerynts denke...« Er

schluckte. »Ich erzählte dir von der Frau, die mich in der Taverne angriff. Sie war eine Bürgerin unserer Epoche, und doch konnte ich ihr Tun nicht verstehen.«

Sie schwiegen eine Zeitlang. Creohan drehte sich nach Madal um und entdeckte, daß die Grasebene jetzt wie ein leise wogendes Meer unter ihnen lag. Am Horizont verschmolz sie mit einem leichten Rauchschleier.

»Creohan«, sagte Chalyth mit einemmal, »fällt dir an dem Weg etwas auf?«

Es dauerte eine Zeitlang, bis er verstand, was sie meinte. Dann jedoch wunderte er sich, daß ihm die Veränderung nicht selbst aufgefallen war. Denn der Trampelpfad der Schlachtopfer, der sich bisher in sanften Windungen dahingeschlängelt hatte, wies mit einemmal einen merkwürdigen Zickzackverlauf und enge Winkel auf. Zudem zeigten sich zu beiden Seiten wallartige Böschungen.

Creohan blieb stehen und holte ein Messer aus der Tasche. Madal sah mit leerem Gesichtsausdruck zu, wie er die Klinge in einen der Wälle stieß. Nach ein paar Zentimetern spürte er Widerstand. Er versuchte es an einer anderen Stelle, mit dem gleichen Ergebnis. Schließlich kratzte er mit der Schneide das Erdreich ab.

Darunter kam behauener Stein zum Vorschein. Ein breiter Riß durchlief die glatte Fläche, und darin hatten sich feine Wurzelgeflechte festgesetzt. Aufgescheuchte Insekten flohen in den Schatten.

»Das dachte ich mir«, sagte Chalyth leise. »Die Überreste einer uralten Stadt. Creohan, hier errichteten unsere Vorfahren einmal Häuser aus Stein.«

»Ja.« Creohan schüttelte verwundert den Kopf. »Und alles hat die Natur überwuchert. Wenn die Schlachtopfer nicht dem Verlauf der alten Straßen gefolgt wären, wüßten wir heute nicht, daß hier einmal Menschen gelebt haben.«

»Ein furchtbarer Gedanke«, murmelte Chalyth. »Wie können es die Historiker ertragen, in die Vergangenheit einzudringen, obwohl sie wissen, daß alles zu Staub zerfallen ist?«

»Vielleicht erfüllt es sie mit einer gewissen Befriedigung, daß sie selbst am Leben sind«, entgegnete Creohan sarkastisch. »Obwohl die Menschen immer wieder den Tod vor Augen haben, können sie nicht an seine Unabänderlichkeit glauben.«

Er schob das Messer ein und fuhr fort: »Aber nun kennen wir zumindest den Grund für die Veränderung der Vegetation. Vielleicht hatten die Erbauer der Stadt eine besondere Vorliebe für diese scheußlichen Boviste.«

»Scheußlich ist gelinde ausgedrückt«, meinte Chalyth. Sie deutete nach vorn. »Sieh dir mal das Ding da an!« Creohans Blicke folgten ihrem ausgestreckten Finger. Er entdeckte eine riesig aufgeblähte Pflanze, die so aussah, als könnte sie jeden Moment platzen. Und im Innern der glasigen Gallertmasse schien sich eine dunkle Form zu bewegen.

Creohan lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er sagte sich, daß er einer Täuschung unterlegen war. Sicher hatte der Wind einen Strauch im Hintergrund des Riesenbovists bewegt. Aber seine Schritte wurden unwillkürlich langsamer, als er sich der Pflanze näherte.

»Beeil dich, Creohan!« drängte Chalyth. »Wir wollen so rasch wie möglich an dem Ding vorbei!«

Creohan stellte mit einer gewissen Befriedigung fest, daß sie seine Unruhe teilte. Die Pflanze wuchs ein Stück auf den Weg heraus, und Creohan setzte zu einem weiten Bogen an.

Als er jedoch auf gleicher Höhe mit der Pflanze war, packte ihn die Neugier. Er wollte die geheimnisvolle Form in der Gallertkugel näher betrachten. Aus der gelblich-grauen Masse starrten ihn zwei dunkle Höhlen an — Augen?

Im gleichen Moment flüsterte Chalyth: »Oh, Creohan, das ist ein Gesicht!«

Wie zur Bestätigung ihrer Worte öffneten sich die dunklen Höhlen, und zwei riesige weiße Augen mit senkrechten Pupillenschlitzen bannten Creohan auf der Stelle fest.

Gleichzeitig entblößte das Ungeheuer spitze Fänge. Speichel tropfte ihm aus dem Maul. Creohan kam zur Besinnung. Er packte Chalyth und Madal und riß sie mit sich. Erst in sicherer Entfernung von dem Ding blieb er stehen. Er ließ Chalyths Hand los, bückte sich und hob einen faustgroßen Stein auf. Dann warf er ihn mit aller Kraft mitten in das aufgeblähte Gebilde.

Aus einem klaffenden Riß entwich etwas Gas. Die Außenhaut schrumpfte, sackte zusammen und legte sich schließlich in grauen Falten um den abscheulichen Kopf, Schweigend standen die drei Wanderer da. Die Pflanze rührte sich nicht mehr.

Schließlich strich sich Chalyth mit der Hand müde über die Stirn. »Ich möchte wissen, was für ein verworrenes menschliches Gehirn dieses Ding erdacht und geschaffen hat«, flüsterte sie.

»Das ist mir gleichgültig«, erwiderte Creohan. Er wirkte immer noch mitgenommen. »Ich möchte nur möglichst schnell fort von hier. Madal, wie fühlst du dich? Ach, du liebe Güte, deine Füße bluten ja!«

Tatsächlich sah man rote Blutspuren an Madals Schuhen.

»Wir gehen weiter«, erklärte sie leise. Und als die beiden anderen zögerten, fuhr sie schärfer fort. »Ich will keine Sekunde mehr in dieser Gegend bleiben! Im Notfall krieche ich auf Händen und Füßen!«

Creohan wollte ihr wenigstens den Proviantsack abnehmen, aber sie schüttelte den Kopf. Mit zusammengepreßten Lippen und blassem Gesicht ging sie weiter. Chalyth und Creohan akzeptierten ihren Entschluß.

Bald danach wurde der Weg so steil, daß sie langsam gehen mußten, um nicht auszurutschen. Wiederum hatte sich die Vegetation verändert. Die Sträucher mit ihren blauen Blüten und die unheimlichen Riesenboviste waren

zurückgeblieben. Flechten und Purpurmoos überzogen den nackten Felsboden. Hier und da reckte ein verwachsener Baum seine bizarren roten Äste in den Himmel. Die Sonne stand tief im Westen, und Creohan wollte eben nach einem Lagerplatz Ausschau halten, als er ein Geräusch vernahm.

»Pst!« Er hob eine Hand. »Ist das nicht das Gelächter der Schlachtopfer?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Chalyth, nachdem sie eine Zeitlang angestrengt gehorcht hatte. »Aber das klingt, als wäre es nicht nur eine Herde.«

Creohan studierte nachdenklich die Umgebung. Plötzlich schnippte er mit den Fingern. »Offenbar sind wir ganz in der Nähe der Brutstätte«, verkündete er. »Seht euch nur den Verlauf des Berges an! Jenseits des Grates finden wir sicher eine kesselförmige Senke vor; das Gelächter, das wir hören, hallt von den Felswänden wider.«

»Dann beeilt euch! Zum Gipfel!« Und Chalyth kletterte mit geschickten Bewegungen voraus. Sie war als einzige das Leben in der freien Natur gewöhnt, und ihr Körper hatte die Härte und Geschmeidigkeit einer Stahlklinge. Creohan dagegen befürchtete, daß er sich zu sehr verausgaben könnte. Er folgte ihr langsamer und half Madal über die schwierigen Stellen des Pfades.

Chalyth hatte den Gipfel erreicht und verschwand hinter zwei Felsblöcken. Einen Augenblick später hörten sie ihren erstaunten Ausruf.

»Du hattest recht, Creohan! Das ist — kolossal!«

Auf der anderen Seite des Berges breitete sich tatsächlich ein Talkessel aus. Er war nicht tief, aber sehr ausladend. Ein verwitterter Hügel in der Mitte der Senke verdeckte den gegenüberliegenden Rand. Creohan betrachtete aufmerksam die Form der Berge. Es sah aus, als habe ein Gigant seinen Hammer geschleudert und eine tiefe Mulde geschaffen, die sich an den Rändern aufwölbte. Teleskopbilder von Merkur kamen Creohan in den Sinn. Und der Gedanke, daß er am Rande eines Meteoritenkraters stand, erregte ihn so sehr, daß er kaum einen Blick für die gewaltigen Herden hatte, die sich auf dem Talboden drängten und mit gieriger Hast die weißen Kakteen fraßen, die überall im Überfluß wuchsen.

»Ihr also seid es, die sich immer wieder an meiner Herde vergreifen«, sagte eine harte Stimme hinter ihnen. »Leugnet es, wenn ihr den Mut dazu habt!«

Sie wirbelten herum. Auf einem Felsvorsprung stand ein in graue Felle gehülltes Geschöpf. Auf den ersten Blick konnte man es kaum von den zottigen Schlachtopfern unterscheiden. Aber es hatte einen Pfeil auf die gespannte Bogensehne gelegt.

»Ihr habt mich beraubt!« rief der Mann. »Dafür sollt ihr sterben!«

»Nein, nein!« entgegnete Creohan und fügte in plötzlicher Erleuchtung hinzu. »Der, den du suchst, irrt mit gebrochenem Kiefer durch die Grasebene und kann nichts mehr essen.«

»Sieh doch selbst nach, ob wir etwas von deinem Fleisch gestohlen haben!« warf Chalyth ein und öffnete ihren Proviantsack. Die anderen folgten ihrem Beispiel.

»Tatsächlich, ihr besitzt kein Fleisch«, meinte der Fremde schließlich. Seine Stimme klang verwirrt, aber er senkte den Pfeil. »Woher kommt ihr, und was sucht ihr hier?«

»Wir kommen aus der Stadt, die am Meeresufer jenseits der Ebene liegt«, erwiderte Creohan und deutete mit einer Handbewegung die Richtung an, in der sich die Stadt befand.

Die Wirkung dieses harmlosen Satzes war erstaunlich. Der in Felle gehüllte Fremde ließ Pfeil und Bogen fallen, vergrub das Gesicht in den Händen und begann zu weinen.

Madal vergaß ihre blutenden Füße. Sie lief auf den Felsvorsprung zu und erkletterte mit zäher Verbissenheit die glatte Wand.

»Was fehlt dir, mein armer Freund?« fragte sie mitfühlend. »Weshalb weinst du?«

Der Mann schniefte wie ein kleines Kind, und seine Antwort wurde immer wieder von Schluchzen unterbrochen.

»Ihr — ihr kommt aus einer Stadt — und ihr habt kein Fleisch. Das kann — nur eines bedeuten! Wir haben versagt. Meine Brüder und ich — haben versagt.«

»Weshalb versagt?« Madal strich ihm mütterlich über das wirre, verfilzte Haar.

Der Mann beruhigte sich ein wenig, aber er preßte immer noch die Hände vor die Augen, als schäme er sich, die drei Fremden anzusehen.

»Unsere Lebensaufgabe ist es, die Herden zu hüten und sie zur gegebenen Zeit in die Städte zu schicken, wie wir es von unseren Vätern und diese wiederum von ihren Vätern lernten. Einmal, vor langer Zeit, suchten uns Fremde auf und berichteten, daß sie kein Fleisch hätten. Und nun kommt ihr, und ihr habt auch kein Fleisch. Unsere Arbeit ist umsonst. Wir haben versagt!«

»Aber in unserer Stadt gibt es Fleisch!« erklärte Madal. »Die Schlachtopfer kommen täglich von den Hügeln, und jeder, der Fleisch benötigt, kann sich davon nehmen, soviel er will.«

Ein Leuchten ging über die Züge des Mannes. »Ist das auch wahr?« fragte er und rieb sich mit dem Fellärmel die Augen trocken. Dann kam ihm ein neuer Zweifel. »Aber weshalb habt ihr dann kein Fleisch mitgenommen?«

Creohan mischte sich ein. Er erkannte, daß es unklug wäre, diesem Mann von den unbegrenzten Möglichkeiten der modernen Stadthäuser zu erzählen.

»Wir begnügten uns mit einer kleinen Menge. Wäre es nicht sinnlos, Vorräte mitzuschleppen, wenn es hier Fleisch im Überfluß gibt?«

Der Mann starrte ihn aus großen, runden Augen an. Plötzlich begann er zu lachen, glucksend und leise zuerst, dann immer lauter, bis er sich schließlich auf die

Schenkel schlug und dröhnend wieherte. Er sprang auf und vollführte einen Freudentanz.

»Kommt! Kommt mit zu meinen Brüdern! Wir müssen ein Fest anrichten, ein großes Fest, das die ganze Nacht dauert! Oh, wie sie sich freuen werden — wir haben nicht versagt, wir haben nicht versagt!« Er beruhigte sich, trat an den Rand des Felsvorsprungs und starrte zu Creohan und Chalyth herunter. Seine Stimmung hatte schon wieder umgeschlagen.

»Aber weshalb konntet ihr das nicht früher tun?« fragte er gereizt. »Hattet ihr in eurer fernen Stadt soviel Arbeit, daß ihr kein einzigesmal an uns denken konntet? Mein Vater starb, ohne je zu erfahren, ob er seine Aufgabe gut oder schlecht erfüllt hatte. Ich war manchmal nahe daran, einer der Herden zu folgen und die Bewohner der Stadt zu fragen, ob sie unsere Arbeit schätzten. Aber es gab immer soviel zu tun, und wir können keinen Mann entbehren... Oh, meine Freunde, weshalb beklage ich mich bei euch? Ihr seid ja gekommen, um uns die Nachricht zu bringen, nach der wir uns so sehnten.«

»Um die Wahrheit zu gestehen...«, begann Chalyth, aber Creohan brachte sie mit einem warnenden Blick zum Schweigen.

Der Hirte merkte nichts von dem kleinen Zwischenspiel. Er bückte sich, um seinen Bogen aufzuheben, und sah dabei Madals blutende Füße.

»Du hast dich unserwegen verletzt«, rief er. »Ich lasse dich keinen Schritt mehr tun, bis deine wunden Füße geheilt sind!«

Damit hob er das Mädchen hoch, schwang sich mühelos vom Felsvorsprung und begann mit dem Abstieg. Die anderen folgten ihm.

Chalyth flüsterte Creohan zu: »Hättest du es dir je träumen lassen, daß wir so einem Menschen begegnen würden?«

Creohan lachte leise: »Die Welt ist sehr viel größer und geheimnisvoller, als ich ahnte. Ich habe mir das Staunen allmählich abgewöhnt. Hoffen wir, daß alle Leute, auf die wir unterwegs stoßen, so vernünftig sind wie dieser Hirte. Ich muß immer wieder an die Barbaren denken, die Quace umbrachten.«

Als er Glyres Gefährten erwähnte, glitt ein Schatten über Chalyths Züge. Sie setzten schweigend ihren Weg fort.

Der Pfad führte quer über den Talboden, und bald befanden sie sich inmitten von gierig fressenden Geschöpfen, die aufsahen, als sie ihren Herrn erkannten, und mit wiegenden Schritten näherkamen. Er nannte sie beim Namen, kraulte ihre zottigen Haarmähnen oder versetzte ihnen ein paar freundschaftliche Hiebe — und sie trollten sich mit ihrem dämonischen Gelächter. Creohan kam der Gedanke, was die Hirten wohl fühlten, wenn sie diese menschenähnlichen Geschöpfe Tag für Tag in den Tod schickten.

Sie erreichten den Bergstock in der Mitte des Talkessels, und ihr Führer brachte sie zu einer Höhle, die tief in den Fels geegraben war. Primitive Talgschalen verbreiteten schwache Helligkeit. Es roch nach menschlichen

Ausdünstungen und ranzigem Fett. Metalladern durchzogen die Felswände, rauchgeschwärzt, aber dennoch deutlich sichtbar, und Creohan war mehr denn je davon überzeugt, daß es sich bei dem Berg um einen Meteoriten handelte, der in ferner Vergangenheit hier niedergegangen war. Vermutlich hatte sein Einschlag auch die Vernichtung jener Stadt bewirkt, auf deren Spuren sie am Rande der Grasebene gestoßen waren. Er fragte sich, ob er je zu den Häusern der Geschichte zurückkehren würde, um diese Dinge nachzuprüfen.

Die gesamte Einrichtung der Höhle bestand aus dicken Fellstapeln, die in der Nähe des Eingangs lagen. In der Ecke brannte ein Feuer, um die Kälte des Abends zu vertreiben.

»Wartet hier«, sagte ihr Führer. »Ich will meine Brüder verständigen.« Er wollte Madal auf einen der Fellstapel legen und sah zu seiner Überraschung, daß sie in seinen Armen friedlich eingeschlafen war. Sie rührte sich kaum, als er sie auf die weichen Fellebettete.

Er erklärte, daß seine Brüder draußen seien, um die Herden zusammenzustellen, die im Morgengrauen zu den Städten geschickt werden sollten. Auf Creohans Frage, ob er denn keine Schwestern habe, sah ihn der Hirte nur verwundert an. Das Wort war ihm offensichtlich fremd.

»Noch etwas«, sagte Chalyth, bevor der Mann sich abwandte. »Hast du einen Namen?«

»Natürlich!« rief der Hirte. »Ihr seid Fremde und könnt mich nicht so genau kennen wie die Bewohner des Tales. He!« Er winkte eine Gruppe von Schlachtopfern herbei,

die in der Nähe des Höhleneingangs standen. »Wie heiße ich?«

Die Wesen warfen die Köpfe zurück und brüllten: »Arrhee-harr!«

»Seht ihr?« sagte der Mann. »Wenn einer von uns noch keinen Namen hat, überlassen wir den Herdengeschöpfen die Wahl.«

Dann aber ließ er sich nicht mehr aufhalten. Er stürmte davon, um seinen Brüdern die Neuigkeit zu überbringen.

Creohan wärmte sich die Hände am Feuer. Er wandte den Kopf ab, weil seine Augen von dem beißenden Rauch trännten. »Nun?« sagte er zu Chalyth. »Glaubst du, daß diese Leute uns den Weg zu einer anderen Stadt weisen können?«

»Er sprach von Städten in der Mehrzahl«, erwiderte Chalyth. »Ich habe allerdings den Eindruck, daß sich ihr ganzes Leben in diesem engen Tal abspielt. Obwohl unser Freund so tat, als sei er gewillt gewesen, den Herden zu folgen, glaube ich doch, daß er wie Madal Angst davor hatte, seine Heimat zu verlassen.«

Creohan warf einen Blick auf das schlafende Mädchen. »Sei nicht hart zu ihr«, meinte er tadelnd. »Hast du bemerkt, wie sie ihn tröstete, als er zu weinen begann? Sie steckt voller Zärtlichkeit und sucht jemanden, den sie verwöhnen kann.«

Chalyth nickte. »Allmählich empfinde ich auch Verachtung für diesen Vence.«

»Merkwürdig, daß unser Versuch, die Menschheit zu retten, mit soviel Leid beginnt«, sagte Creohan leise. »Ich

kann nicht schlafen, wenn ich daran denke, daß Vence mit seinem gebrochenen Kiefer nicht in der Lage ist, sich zu ernähren.«

»Es hat keinen Sinn, über die Vergangenheit nachzudenken«, entgegnete Chalyth. »Wir können sie nicht mehr ändern. Vielleicht gelingt es uns, die Zukunft zu steuern. Allerdings sind mir Zweifel gekommen, als ich die tote Stadt sah. Unser Planet ist ein riesiges Grab, mehr nicht.«

Creohan nickte und deutete auf die Felsen. »Vielleicht liegen selbst hier unter den Steinen Tote... denn dieser Berg ist, wenn mich nicht alles täuscht, ein riesiger Meteorit, der auf die Erde stürzte.«

»Unmöglich!« sagte Chalyth verwundert. Dann wurde sie ernst. »Aber wenn sich die Völker der Vergangenheit davor nicht zu schützen vermochten, wie soll es uns dann gelingen, einen ganzen Stern von der Erde abzulenken?«

»Ich weiß es nicht.« Creohan seufzte. »Eines hatte ich nicht bedacht, als wir zu unserem Abenteuer aufbrachen — daß die Welt so leer ist. Früher, so verriet mir Molichant, gab es auf der Erde Milliarden von Menschen. Heute ist eine Handvoll übriggeblieben. Vielleicht geht es mit uns tatsächlich zu Ende.«

»So bald?« rief Chalyth.

»Bald! Die Wissenschaftler sind sich darüber einig, daß die Menschen seit mehr als zwei Millionen Jahren existieren.«

Sie schwiegen. Schließlich meinte Chalyth tapfer: »Wir sind noch zu nahe unserer Heimat, um uns so düsteren

Gedanken hinzugeben. Wechseln wir das Thema! Kannst du dir vorstellen, wie es geschah, daß diese menschenähnlichen Geschöpfe ausschließlich zu Schlachtopfern wurden?«

»Könnte es nicht umgekehrt gewesen sein? Wer weiß, wie lange diese Hirten schon hier im Tal leben? Wäre es nicht möglich, daß sich die Tiere im Laufe der Generationen immer stärker an die Menschen angepaßt haben?«

»Gewiß. Aber haben die Hirten dann noch das Recht, sie in den Tod zu schicken? Vence sagte, daß die Weibchen menschlich genug...« Sie schluckte und sprach den Satz nicht zu Ende. Aber Creohan hörte ohnehin nicht zu. Er starzte in das wachsende Dunkel.

»Da!« sagte er. »Der Unheilsstern steht wieder am Himmel.«

Kreischen und lautes Geschrei ließ sie zusammenschrecken. Madal fuhr aus dem Schlaf hoch. Im Dämmerlicht sahen sie Arrheeharr und seine Brüder näherkommen. Sie tanzten und sprangen vor Freude. Insgesamt waren es acht, und sie alle trugen zottige graue Tierfelle. Einer hatte sich ein frisch geschlachtetes Herdentier auf die Schulter geladen, und ein anderer führte ein Kind, das nur wenige Sommer zählen konnte. Sie drängten sich um Creohan und Chalyth, stellten eifrige Fragen, strichen über ihre Kleider und verlangten vor allem eine Bestätigung dessen, was Arrheeharr ihnen berichtet hatte.

»Nein, ich habe noch nie im Leben einen Tadel über eure Arbeit gehört«, versicherte Creohan immer wieder. »In der Stadt ist man zufrieden mit euch, und es tut mir nur leid, daß nicht schon jemand früher kam, um euch zu danken.«

Das entzückte sie noch mehr, und sie begannen mit Begeisterung ihre Festvorbereitungen zu treffen. Einer schürte das Feuer, einer häutete das Schlachtopfer, ein dritter schleppte Fellstapel herbei. Als Creohan sie genau betrachtete, entdeckte er, daß diese »Brüder« in Wirklichkeit vier Männer und vier Frauen waren — den kleinen Jungen nicht eingerechnet. Vielleicht hatte sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern verwischt, da in dieser kleinen Gemeinschaft jeder seinen »Mann« stehen und härteste körperliche Arbeit verrichten mußte.

Er stellte noch andere Dinge fest, die ihn verblüfften. Trotz ihrer primitiven Kleidung und der wirren Haarmähne achteten die Fremden peinlich auf Sauberkeit. Ganz in der Nähe mußte sich eine Quelle befinden, denn der Mann, der das Tier abgehäutet hatte, verschwand für kurze Zeit, um sich die Blutspuren abzuwaschen. Sie hatten nur die einfachsten Knochenwerkzeuge, aber als Creohan eines der Messer genau untersuchte, entdeckte er, daß das Heft mit kunstvollen Schnitzereien verziert war. Diesen Hirten, die völlig von der Außenwelt abgeschnitten waren, war es irgendwie gelungen, ihr Menschentum zu bewahren.

Während er über die kleine Gruppe nachdachte, fiel ihm auf, daß auch einer der Gastgeber ihn aufmerksam

beobachtete. Ein wenig abseits stand ein schmalgliedriger Mann, kaum größer als Chalyth, in dessen dunklen, sensiblen Zügen Creohan außergewöhnliche Intelligenz las. Er beteiligte sich nicht an dem aufgeregten Geschwätz seiner Gefährten, sondern schien über die unerwarteten Besucher nachzudenken.

»Hoo!« rief Arrheeharr vom Feuer her, und der dunkle Mann drehte sich langsam um. »Hoo, du kannst den Branntwein aus der Vorratshöhle holen. Wir dürfen unsere Gäste nicht verdursten lassen.«

Ein schwaches Lächeln huschte über die Lippen des Mannes, aber er verschwand wortlos im Hintergrund der Höhle. Creohans Blicke fielen auf Madal, die sofort nach dem Erwachen Freundschaft mit dem kleinen Jungen geschlossen hatte und nun mit ihm ans Feuer trat. Eine Weile sah sie den primitiven Essensvorbereitungen zu, bis sie die Geduld verlor. Sie machte sich daran, aus Steinen einen kleinen Ofen zu bauen, damit das Fleisch von allen Seiten gleichmäßige Wärme erhielt und nicht nur außen verbrannte. Während es zwischen den Steinen brutzelte, bedeckte sie es mit Blättern und saftigen Wurzeln. Arrheeharr brachte auf ihre Bitte hin den Proviantsack, und sie entnahm ihm Gewürze und Salz. Ein appetitlicher Duft ging von dem Braten aus. Die Gastgeber stießen erstaunte Rufe aus.

»Ich hatte schon Angst, Madal würde sie durch ihren Übereifer kränken«, flüsterte Chalyth neben Creohan.

Er nickte. »Hoffentlich macht sie sich nicht so unentbehrlich, daß die Leute uns nicht mehr fortlassen«, entgegnete er ebenso leise.

In diesem Augenblick kehrte Hoo mit einem Faß zurück, das aus einem riesigen ausgehöhlten Kaktus bestand. Es war randvoll mit einem dicken, gegärten Saft gefüllt, der ein wenig süßlich roch. Arrheeharr holte Schalen und goß etwas von der Flüssigkeit hinein. Dann vermischtet er den Saft mit frischem Wasser. Das Getränk schmeckte nach der langen, anstrengenden Wanderung vorzüglich. Madal ließ sich ihre Schale nachfüllen und träufelte den Inhalt vorsichtig über das Fleisch.

Später, als der Braten fertig war, setzten sich alle mit überkreuzten Beinen um das Feuer und säbelten sich dicke Scheiben davon ab. Die Gäste waren so hungrig, daß sie keinen Gedanken an die ungewohnten »Tischsitten« verschwendeten. Zudem hatte Madal den Braten wirklich hervorragend zubereitet. Arrheeharr verkündete laut, daß er noch nie so gutes Fleisch gegessen habe. Auch Hoo musterte Madal verstohlen, aber er sagte nichts.

Als alle satt waren, lehnte sich Arrheeharr mit einem zufriedenen Rülpser zurück. »Und jetzt tanzen wir!« erklärte er.

Die anderen wehrten ab. »Warte doch, bis sich das Essen gesetzt hat!«

»Also gut!« meinte Arrheeharr friedfertig. »Aber wir könnten zum mindest singen. Hoo, du hast das beste

Gedächtnis von uns allen — trage unseren Gästen ein paar Balladen vor!«

»Meinetwegen!« Der dunkle Mann zuckte mit den Schultern und begann zu singen. Er hatte einen wohlklingenden Bariton, und er ahmte mit erstaunlichem Geschick die Laute der Herdentiere nach. Es ging um ein Thema aus dem Alltag der Hirten: Vor langer, langer Zeit war ein Schlachtopfer wahnsinnig geworden und hatte einen Amoklauf unter der Herde begonnen. Ein tapferer Hirte trat ihm entgegen und tötete es mit einem Speer.

Madal griff nach ihrer Harfe und begleitete zum Entzücken der Zuhörer den Gesang. Als Hoo fertig war, sprangen sie auf und klatschten begeistert Beifall. Er selbst jedoch blieb mit ernster Miene sitzen, bis das Geschrei verstummt war. Dann wandte er sich an Creohan:

»Ihr habt eine Ballade gehört — ich glaube, das genügt. Gewiß beschäftigt man sich draußen in der Welt mit anderen Dingen als der Aufzucht von Schlachttieren.«

Bevor Creohan antworten konnte, begannen zwei der Hirten zu tanzen. Im Nu waren die Balladen vergessen. Männer und Frauen bildeten einen Kreis und stampften um das Feuer. Dabei imitierten sie das ekstatische Gelächter der Herdentiere. Die Schlachtopfer drängten sich neugierig näher und beobachteten das Geschehen am Feuer. Madal, die ihre schmerzenden Füße längst vergessen hatte, begann einen wirbelnden Rhythmus zu zupfen. Alle bis auf Creohan und Chalyth gaben sich dem wilden Tanz hin.

Oder doch nicht alle.

Über den Lärm der Tänzer und das Schlagen der Harfe hinweg sagte eine Stimme:

»Ich erkenne in euren Mienen keine Befriedigung darüber, daß ihr eure gefährliche Mission erfolgreich beendet habt. Auch scheint es euch nicht zu erleichtern, daß ihr nun bald wieder heimkehren könnt.«

Creohan drehte sich um. Hoo saß im Schatten eines Felsens und beobachtete ihn aufmerksam.

»Nun...« Er suchte mühsam nach Worten. Auf diese Herausforderung war er nicht vorbereitet gewesen. Und so antwortete er ein wenig ausweichend: »Nun, es ist wahr, daß unsere Reise noch weitergeht — aber es ist auch wahr, daß die Schlachtopfer regelmäßig und in genügender Menge in unsere Stadt kamen, so lange ich mich zurückerinnern kann.«

Ein Lächeln huschte über die Züge des dunklen Mannes. »Oh, ich behaupte nicht, daß ihr uns belogen habt, zumindest nicht absichtlich. Und ich bin ehrlich erleichtert darüber, daß es irgendwo weit weg Menschen gibt, für die unser Tun von Nutzen ist. Ich befürchtete schon, daß wir die einzigen Überlebenden dieser Welt seien und mit der Aufzucht der Schlachtopfer ein sinnloses Ritual vollführten.«

Creohan starrte ihn verblüfft an. Dann warf er einen Blick auf Chalyth, aber das Mädchen betrachtete mit leuchtenden Augen die Tänzer. Er zog sich ein Stück zurück und senkte die Stimme:

»Für jemand, der sein Leben lang an dieses enge Tal gefesselt war, scheinst du viel von der Welt zu wissen, mein Freund.«

»Leider als der letzte unserer Familie«, erwiderte Hoo. »Außer der Junge, der in der Höhle schläft, gerät mir nach... er ist nämlich mein Sohn. Doch das wird die Zukunft entscheiden.« Er beugte sich vertraulich vor.

»Ich trage die Saat der Unzufriedenheit in mir. Die Sorge um dieses kleine Volk drückt mich nieder. Du hast meinen Gesang gehört. Er stammt von einem meiner Vorfahren. Ich kenne noch viele andere Balladen, aber ich singe sie selten, denn sie berichten von den Zeiten, in denen noch die Bewohner der Städte hierherkamen und uns für unsere Mühe dankten. Meine Brüder begreifen diese Lieder kaum, aber ich habe über ihren Inhalt nachgedacht, seit ich sie singen lernte. Alles, was ich weiß, habe ich aus dieser Quelle geschöpft: daß die Welt rund ist und sich um die Sonne dreht, daß sie Meere und Städte besitzt, die ich nie gesehen habe. Und ich kam zu folgendem Schluß!« Seine Miene verdüsterte sich, und er verkrampfte die Hände.

»Auf uns muß ein Fluch liegen. Weshalb begnügen wir uns damit, die Herden zu hüten? Weshalb wagt sich niemand von uns über den Rand des Tales hinaus? Andere Menschen haben die Welt erforscht, Meere durchsegelt und Berge abgetragen. Irgendwo in meinem Innern spüre ich die Kraft, die diese Leute vorwärtstrieb.« Er schlug sich mit der Faust gegen die Brust. »Es muß etwas bedeuten, daß unser Kontakt zu

den Städtern abgerissen ist. Ich fühle, daß wir hier unser Leben verschwenden, daß unsere Arbeit den Sinn verloren hat. Antworte mir ehrlich, Creohan: Hast du vor deiner Begegnung mit Arrheeharr etwas von unserer Existenz geahnt?«

Creohan mußte gestehen, daß er nicht mit den Hirten gerechnet hatte.

»Worin besteht dann der Zweck eurer Reise?« fuhr Hoo fort. »Keine Angst, ich werde den anderen nichts verraten. Die Illusion macht sie glücklich. Aber ich bin anders. Ich muß die Tatsachen wissen.«

Creohan schluckte. »Siehst du den bläulich schimmernden Stern da oben?« fragte er schließlich. »Er nähert sich der Erde und wird sie versengen, wenn es nicht irgendwie gelingt, seine Bahn zu ändern. Wir hoffen... nein, ich weiß nicht, worauf wir noch hoffen.«

»Ich verstehe«, erwiderte Hoo. »Und ich sage dir das eine: Keine Träne weine ich der Welt nach, die mich und meine Familie so schändlich betrogen hat! Wenn ich diesen Stern schon morgen auf die Erde herunterholen könnte, so würde ich es tun. Und ich würde lachen!«

Er spuckte ins Feuer, stand auf und verschwand im Dunkel. Creohan starnte verzweifelt vor sich hin.

»Ach du liebe Güte!« flüsterte Chalyth. Sie schien kein Wort der Unterredung verstanden zu haben. »Creohan, sieh doch!«

Sie deutete mit zitterndem Finger, und Creohan sah, daß am Rande des Lichtkreises die Herdentiere damit begonnen hatten, die Gesten und Bewegungen ihrer

Herren nachzuahmen. Auch sie tanzten zu Madals wilden Rhythmen.

Creohan stieß einen kleinen Schrei aus, und Chalyth sagte erregt: »Mir ist, als hätte ich meinen Bruder verzehrt!«

Sie sprang auf und lief davon. Creohan hörte, daß sie sich übergab.

Endlich wurden die Tänzer müde; einer nach dem anderen verließ das Feuer und wankte in die Höhle. Nur Madal blieb sitzen. Die aufpeitschenden Klänge ihrer Harfe wurden weich und wehmüsig. Creohan konnte das Leid, das aus ihnen sprach, nicht ertragen. Auch er suchte die Höhle auf. Chalyth lag zusammengekauert auf einem Fellstapel und schluchzte vor sich hin. Creohan versuchte sie zu trösten. Dicht an ihn geschmiegt, schlief sie endlich ein.

Im Morgengrauen versorgten die Hirten bereits wieder ihre Herden. Creohan beobachtete sie. Irgendwie wirkten sie trotz ihrer Müdigkeit fröhlich und ausgelassen. Der Gedanke, daß ihre Arbeit anerkannt wurde, schien ihnen neuen Schwung zu verleihen. Creohan verließ die Hütte und sah sich mit einemmal Hoo gegenüber. Er konnte den ruhigen Blick der dunklen Augen nicht ertragen.

Hoos kleiner Sohn führte Chalyth und ihn zur Quelle. Sie sprudelte in ein kleines Becken, und man hatte einen Damm errichtet, der das Trinkwasser vom Waschwasser trennte. Chalyth streifte mit einem Seufzer des Wohlbehagens ihre Kleider ab und sprang ins Wasser,

obwohl es eiskalt war. Creohan begnügte sich damit, Hände und Gesicht zu waschen.

Als er zur Höhle zurückkehrte, begegnete er Madal. Einer der Hirten hatte ihr einen Brei aus Fett und kühlenden Kräutern auf die wunden Füße gestrichen und sie mit Blättern umwickelt. Arrheeharr war damit beschäftigt, die Knochen des Festschmauses in einer flachen Grube zu verscharren. Als er jedoch Creohan sah, kam er näher und legte ihm eine seiner Pranken auf die Schulter.

»Noch nie zuvor waren wir so glücklich!« rief er. »Es ist herrlich, daß ihr gekommen seid. Ihr müßt lange bei uns bleiben, damit ihr den Leuten in der Stadt alles von unserem Tal erzählen könnt.«

»Wir können nicht bleiben«, sagte Creohan mit belegter Stimme. Als er jedoch Arrheeharrs Enttäuschung sah, fügte er hastig hinzu: »Wir müssen unseren Weg in die nächste Stadt fortsetzen. Aber ihr habt uns so herzlich empfangen, daß wir euch auf dem Rückweg vielleicht wieder besuchen werden.«

Hoo, der in der Glut gestochert hatte, um das Feuer wieder anzufachen, richtete sich auf und sah Creohan an. Man konnte nicht erkennen, was er dachte. Und Creohan, der sich noch deutlich an das Gespräch vom Vorabend erinnerte, wagte es nicht, ihm irgendwelche Fragen zu stellen.

»Wann müßt ihr also aufbrechen?« fragte Arrheeharr.
»Wohl noch heute vormittag.«

»Nein, das ist unmöglich! Seht euch Madals Füße an. Sie sind aufgerissen und mit Blasen bedeckt. Es wäre eine Qual für sie, einen längeren Marsch zurückzulegen.«

Das stimmte. Creohan und Chalyth sahen einander verzweifelt an. Es drängte sie, den Weg fortzusetzen. Sie wußten, daß jede Minute zählte, obwohl der drohende Stern noch weit weg war.

Madal hob den Kopf. »Ihr braucht nicht auf mich zu warten, Creohan«, sagte sie. »Ich bleibe hier.«

»Was?« fragten alle wie aus einem Mund.

»Mein Entschluß steht fest. Diese Menschen opfern ihr Leben für das Wohl der anderen. Genau das wollte ich immer tun. Ich weiß es, denn ich habe heute nacht darüber nachgedacht. Deshalb war ich auch so wütend auf Vence. Ich hatte versucht, ihm zu dienen, ihm alles zu geben, und er fand Befriedigung...« Sie sprach nicht weiter, sondern schüttelte nur den Kopf.

»Da!« sagte sie nach einer kurzen Pause und holte etwas aus Ihrem Ausschnitt. Es war eine der gelben Blüten, die sich um ihr Haus gerankt hatten. Die Blätter sahen welk und bräunlich aus, aber die Samenkapsel im Innern war noch prall gefüllt

»In dieser Kapsel sind fünf Samen«, fuhr Madal fort. »Ich werde von jedem ein neues Haus ziehen, so wie ich es besaß. Das soll mein Geschenk für die Bewohner des Tales sein. Chalyth erkannte ganz richtig, daß mir das Haus über alles ging. Es war mir sogar mehr wert als — Vence.«

Ihre Stimme zitterte, und Arrheeharr lief zu ihr, obwohl er kaum verstand, weshalb sie so traurig war.

»Aber wenn wir...«, begann Creohan, doch er sprach den Satz nicht zu Ende. »Also gut«, meinte er schließlich achselzuckend. »Chalyth und ich werden den Weg allein fortsetzen.«

»Nein!« Hoo ließ die Schaufel fallen und trat auf sie zu.
»Ich begleite euch.«

»Was?« fragte Arrheeharr verwirrt.

»Weshalb nicht? Es ist ungerecht, daß uns von allen Städten, die wir mit Fleisch beliefern, nur eine einzige dankt. Ihr habt jetzt Madal, und sie besitzt zwei geschickte Hände. Ihr braucht mich nicht mehr. Ich werde eine der anderen Städte aufsuchen und fragen, weshalb sich kein Mensch um uns kümmert.«

»Aber wer wird die Ballade von unserem gestrigen Fest machen?« fragte Arrheeharr. Sein Tonfall war mitleiderregend. »Wer wird dem Jungen die Gesänge der Vorväter beibringen?«

»Die Zeit der alten Balladen ist vorbei«, entgegnete Hoo.

Creohan war erleichtert, daß Hoo seinen Brüdern nicht den Glauben genommen hatte, den sie brauchten, um in diesem abgeschiedenen Tal leben zu können. Insgeheim zweifelte er zwar daran, ob es Hoo gelingen würde, die Barrieren der Isolierung zu überwinden, aber er akzeptierte den Vorschlag des Hirten. Auch Chalyth, die strahlend und frisch von der Badequelle zurückkam, hatte nichts gegen Hoos Begleitung einzuwenden.

»Dann brechen wir noch heute zusammen mit den Schlachtopfern auf«, erklärte Hoo entschlossen. Arrheeharr widersprach heftig.

»Wir haben insgesamt nur zehn gezähmte Tiere! Wie sollen wir gleich drei davon entbehren? Es dauert Monate, bis sie abgerichtet sind.«

»Wollt ihr etwa Madal zum Hüten der Herden einsetzen?« entgegnete Hoo. »Das wäre eine Verschwendug ihrer Talente. Du hast wohl nicht gehört, daß sie Häuser züchten kann — so wie es die alten Balladen berichten. Und ob ihr drei Tiere entbehren könnt! Euch bleiben immer noch sieben, eines für jeden. Bis der Junge alt genug zum Reiten ist, habt ihr längst wieder eines der Biester gezähmt.«

Ohne Arrheeharrs Antwort abzuwarten, warf er den Kopf zurück und rief dreimal mit gellender Stimme. Sofort hörten drei Herdentiere zu fressen auf und kamen näher.

»So«, sagte Hoo, »hier sind eure Reittiere. Bis zum Abend habt ihr Zeit, euch an sie zu gewöhnen.«

»Zu schnell«, jammerte Arrheeharr. »Das geht alles zu schnell. Wenn man überhaupt etwas verändert, dann langsam und Stück für Stück — das ist meine Meinung.«

»Du kannst ja die anderen holen und mit ihnen darüber diskutieren«, schlug Hoo mit schlecht verholtter Verachtung vor. Arrheeharr griff den Gedanken begeistert auf.

»Keine Angst«, flüsterte Hoo, als er fort war. »Ich bin der einzige hier, der gut mit Worten umgehen kann. In

spätestens einer halben Stunde habe ich das Einverständnis der anderen. Ich glaube doch, daß ihr das nächste Stück Weg lieber reitet, als zu Fuß marschiert?«

»Ja, natürlich«, erwiderte Chalyth. »Aber wie kannst du deine Heimat und deine Familie so leichten Herzens verlassen? Vor allem, wie kannst du dich von deinem Sohn trennen?«

Hoos Miene verriet Trauer. »Es ist besser, wenn ich gehe«, sagte er. »Es gibt Dinge, über die ich nie sprach, weil mich niemand verstanden hätte, aber... nun, von den alten Gesängen weiß ich, daß es nicht gut ist, sich innerhalb einer Familie zu vermehren. Gewiß, dieser Junge ist mein Sohn. Aber er hat nicht viel von mir. Wenn sie entdecken, daß er sich die Balladen nicht merken kann, die ich in seinem Alter bereits auswendig wußte, dann sollen sie es lieber auf meinen Weggang als auf eine Verschlechterung des Erbgutes schieben.«

»Du willst damit sagen...?« Creohan sprach die Frage nicht aus. »Er ist schwachsinnig«, erklärte Hoo ruhig. »Er besitzt weniger Verstand als Arrheeharr.« Sie spürten seinen Kummer und schwiegen.

Wie Hoo es vorhergesagt hatte, überredete er seine »Brüder« in ein paar Minuten zur Herausgabe der drei Herdentiere. Creohan konnte nicht genau erkennen, womit er sie köderte. Vielleicht war es die Aussicht, mehr Besucher aus den Städten zu bekommen und mehr Feste abzuhalten. Und es machte ihnen sichtlich Spaß, einmal die Herden sich selbst zu überlassen und den Fremden das Reiten beizubringen.

Gegen Abend waren sie zum Aufbruch bereit.
»Welcher Herde sollen wir folgen?« fragte Creohan.
Hoo zuckte mit den Schultern.

»Das ist gleichgültig, solange wir den Weg vermeiden, den ihr gekommen seid«, meinte er. »Ich kenne die Städte nicht, zu denen die Schlachtopfer rennen.«

Sie verabschiedeten sich von den Hirten. Madal stand klein und verloren in ihrer Mitte.

»Hoffentlich hat sie die richtige Entscheidung getroffen«, meinte Chalyth besorgt.

»Wissen wir, ob unsere Entscheidung richtig ist?« fragte Creohan seufzend. Er folgte Hoo, der bereits ein Stück vorausgeritten war.

Der Weg führte sie durch eine kahle Landschaft. Verkümmerte Sträucher mit rotem, purpurnem und tiefgrünem Laub drängten sich dicht an die Hänge, die zu beiden Seiten das enge Tal einrahmten. Der etwas abschüssige Boden war mit Geröll und Flechten bedeckt. Creohan gewöhnte sich allmählich an die harten Stöße, die er bei jedem Sprung des Reittiers empfing. Er gewöhnte sich auch an den scharfen Gestank des zottigen Felles. Aber das Wahnsinngelächter der Schlachtopfer, die mit ekstatischer Freude dem Tod entgegenrannten, betäubte ihn und brachte ihn halb um den Verstand.

Hoo hatte Proviant mitgenommen, und von Zeit zu Zeit reichte er ihnen im Reiten Kaktusbranntwein und Fleisch. Creohan griff herhaft zu, aber Chalyth konnte es nicht über sich bringen, das Fleisch anzurühren.

»Glaubst du wirklich, daß diese Geschöpfe mit uns Menschen verwandt sind?« fragte Hoo, als sie zum zweitenmal ablehnte. »Darin täuschst du dich. Bedenke, ich habe unter ihnen gelebt; ich beobachtete sie in jeder Altersstufe. Aber kein einzigesmal habe ich sie wie Menschen handeln gesehen — aus freiem Willen und ohne Vorbild. Sie sprechen nicht miteinander, und sie haben sich nie schöpferisch betätigt. Sie ahmen den Menschen nach, so wie sie jedes andere Wesen nachahmen würden, das ihren Weg kreuzt.«

Chalyth ließ sich überzeugen, und als Hoo ihr das nächstemal ein Stück Fleisch anbot, nahm sie es.

Je weiter sie vordrangen, desto wärmer wurde es. Ihre Reittiere hielten mühelos Schritt mit den Schlachtopfern, obwohl sie nun bereits den zweiten Tag ohne Pause unterwegs waren. Schließlich erreichten sie einen Fluß, der sich sein Bett in den Talgrund gegraben hatte. Hoo warf einen Blick zum Himmel. Die Sonne stand tief im Westen.

»Da die Schlachtopfer gewöhnlich nachts die Städte erreichen, müßten wir in ein paar Stunden am Ziel sein«, meinte er.

Am Rande des trägen Flusses hatten sich tiefe Pfützen gebildet, und die Reittiere trampelten stur durch das Wasser. Chalyth und Creohan, wurden gründlich durchgeschüttelt. Sie hielten sich so krampfhaft am Fell der Tiere fest, daß ihre Muskeln ganz steif wurden. Mit zusammengebissenen Zähnen ritten sie weiter, selbst als sich an ihren Armen und Schenkeln Scheuerstellen

zeigten. Die Nacht brach herein, und nach einiger Zeit wurde das Gelächter der Schlachtopfer leiser.

»Die Reise scheint sich dem Ende zu nähern«, rief Creohan und steuerte sein Reittier dicht zu Hoo und Chalyth heran, wie er es gelernt hatte. »Da, seht doch!« Am Himmel kreiste ein Schwarm Lichter. »Wo Lichter sind, muß sich auch eine Stadt befinden!«

Aber Hoo ließ sich von seiner Begeisterung nicht anstecken. »Mir gefällt die Sache nicht«, murmelte er. »Die Tiere sind nervös, merkt ihr das nicht? Irgend etwas jagt ihnen Angst ein.« Er sog tief die Luft ein, schüttelte den Kopf und trieb sein Reittier erneut zur Eile an. Die anderen konnten kaum folgen.

Kurz danach wußten sie, was ihn so beunruhigt hatte. Verwesungsgestank erfüllte die Luft. Eine leichte Brise trug ihn näher.

»Hört ihr nichts?« fragte Hoo. »Ganz weit weg — es klingt wie das Gelächter der Schlachtopfer, aber schwach und mutlos.«

Nun erreichten sie ein Felsplateau und hielten an, um einen Blick auf die Stadt zu werfen, aber die wirbelnden Lichter blendeten sie. Sie mußten sich gedulden. Ein schmaler, gewundener Pfad führte in die Stadt hinein. Der Gestank, der ihnen entgegenwehte, wurde mit jeder Minute unerträglicher.

»Was sind das für grelle, flatternde Geschöpfe?« fragte Hoo, und Creohan pfiff eines der Nachtlichter herbei, um es ihm zu zeigen. Sein Schein erhellt den Weg.

Und dieser Weg war übersät von Knochen. Dazwischen wankten Herden von halbverhungerten, abgemagerten Tieren umher und blockierten den Durchgang.

An ein Weiterreiten war nicht zu denken. Die beiden Männer und Chalyth hielten verwirrt an.

»Aber weshalb ziehen die Herden nicht weiter?« rief Chalyth. »Soviel ich weiß, haben sie in jeder Stadt einen ganz bestimmten Sterbeplatz, der ihnen heilig ist.«

Hoo nickte düster. »Offensichtlich können sie diesen Platz nicht erreichen. Kommt!« Sie stiegen ab und rieben sich die steifen Muskeln. Aber Hoo trieb sie ungeduldig vorwärts.

Um sie lagen Kadaver und Gerippe. Vereinzelt sahen sie Häuser, aber die Zweige wucherten wild und hatten sich zu undurchdringlichen Hecken verflochten. Die Tiere, die verendet am Boden lagen, waren elend verhungert.

Mühsam bahnten sich die drei Menschen einen Weg ins Innere der Stadt. Überall das gleiche Bild — Knochen, Schädel, Gestank.

»Nun wissen wir zumindest, weshalb uns diese Stadt nicht für unsere Mühe dankte«, sagte Hoo mit unterdrücktem Zorn. Und während Creohan und Chalyth noch wie erstarrt vor Entsetzen dastanden, machte er seiner Erbitterung Luft. Er sprang zwischen die Gerippe und schleuderte sie wild durcheinander.

Doch plötzlich wurde er wieder ruhig. Er bückte sich, hob etwas auf und brachte es zu seinen Gefährten. Die Nachtlichter, die in allen Farben über ihnen wirbelten, beleuchteten es gespenstisch.

Chalyth schluckte. »Das — das ist ja ein Schädel!« rief sie.

Hoo nickte, und Creohan sah ihn verwundert an. »Ich hatte keine Ahnung, daß ihr so kleine Herdentiere in den Tod schickt.«

»Das tun wir auch nicht!« Er setzte den grinsenden Schädel auf seine Schulter, und Creohan wußte, was er damit ausdrücken wollte.

»Ein Mensch!« flüsterte er schwach. »Sie sind also tot, die Bewohner dieser Stadt...«

Der Anblick der herumliegenden Knochen schnürte ihm die Kehle zu. Vielleicht hatte ihre Reise keinen Sinn; vielleicht fanden sie überall die gleiche Verwüstung vor; vielleicht war seine Heimatstadt die einzige, in der noch Leben herrschte.

Chalyth stieß einen Schrei aus und barg das Gesicht an seiner Schulter.

Dann hörten sie ein Geräusch. Und noch eines. Zielbewußte Schritte — anders als das sinnlose Umherirren der Schlachtopfer. Hoo packte einen schweren Schulterknochen und schwang ihn wie eine Keule. Sie starrten ins Dunkel, konnten aber nichts erkennen. Ganz plötzlich tauchte ein Mann vor ihnen auf, so kühn, daß sie sofort wußten, er konnte nicht allein sein.

Er war so winzig, daß er Chalyth kaum bis zum Ellbogen reichte. Ein Wams und Beinschienen aus hartem Leder schützten seinen glänzendbraunen Körper. Auf dem Kopf saß ein weißer Helm — der

Schädelknochen eines verendeten Schlachtopfers. Der Zwerg schwang eine scharf geschliffene Breitaxt.

Eine Weile beobachtete er sie schweigend. Was er sah, schien ihn zu befriedigen, denn er winkte, und ein Dutzend seiner Gefährten traten vor. Creohan zwang sich zur Ruhe. »Wer seid ihr?« fragte er. »Und was wollt ihr?«

»Kommt mit«, befahl der Zwerg mit einem harten Grinsen. »Ihr seid besser als gar nichts.« Creohan konnte seine Worte nur schwer verstehen, denn er hatte einen eigenartigen Akzent, der irgendwie an die Historiker erinnerte.

Hoo sah so aus, als wollte er den Zwerg jeden Moment anspringen.

»Verliere die Ruhe nicht«, riet ihm Creohan. »Vielleicht sind das die Überlebenden der Stadt, und wir erfahren...«

»Wir sind die Besieger dieser Stadt«, warf der kleine Mann ganz stolz ein. »Versucht erst gar nicht, euch zur Wehr zu setzen! Los! Los!«

Müde gehorchten die Wanderer.

Das Wahnsinnsgelächter der verirrten Schlachtopfer wurde immer leiser. Der Gestank der verwesenden Kadaver wehte in eine andere Richtung, und sie konnten wieder freier atmen. Aber Creohan betrachtete mit schwerem Herzen die verwahrlosten, wuchernden Häuser, an denen sie vorbeikamen. Noch jetzt verrieten sie etwas vom Reichtum ihrer früheren Besitzer.

Hoos Miene war verschlossen, doch in Chalyths Augen konnte er erkennen, daß auch sie darüber nachsann, was zum Untergang dieser schönen Stadt geführt haben mochte.

Immer weniger Kadaver verstopften die Straßen, und die brauhäutigen Zwerge schlügen ein schärferes Tempo an. Sie spotteten über die Müdigkeit ihrer Gefangenen und versetzten ihnen Hiebe mit den Axtstielen, wenn sie nicht rasch genug vorankamen.

Dann überquerten sie eine verwahrloste, von Flechten und Unkraut überwachsene Uferpromenade — und dahinter lag der Fluß. Die drei Gefangenen starrten in die Tiefe. Auf den trägen Fluten schaukelte eine ganze Flotte von Booten, befestigt an einem Seil, das sich von Ufer zu Ufer spannte. Eine Schar von brauhäutigen Wichten hielt Wache.

»Hier hinunter!« befahl der Anführer und deutete auf eine glitschige, von Moos überzogene Treppe, die zum Fluß führte. Als sie zögerten, knurrte er wütend und versetzte Chalyth einen Stoß. Sie verlor das Gleichgewicht, schrie auf und stürzte kopfüber in den Uferschlamm.

Creohan sah Hoo an, und der nickte. Im nächsten Augenblick hatte jeder von ihnen einen der braunen Miniaturkrieger gepackt und ins Wasser geworfen. Die Bootswächter sprangen mit erschreckten Rufen hoch.

Hoo nahm sich bereits den nächsten Wicht vor. Eine Axt kam auf Creohan zugeflogen. Er duckte sich und

schickte den Angreifer hinter seinem Wurfgeschoß her. Die Müdigkeit war vergessen.

Die beiden Männer räumten gründlich auf. Schließlich standen sie allein auf der Böschung.

»Und diese Kerlchen behaupten, daß sie die Stadt erobert haben!« meinte Hoo verächtlich. »Ich möchte einen von ihnen gegen unsere alten Herdenbullen kämpfen sehen, so wie ich es mehr als einmal tun mußte!«

Die besiegten Krieger schwammen in aller Hast auf die Boote zu. Creohan hob eine Axt auf, die einer von ihnen im Eifer des Gefechtes verloren hatte, und eilte die Stufen hinunter, um nach Chalyth zu sehen.

Er stieß einen entsetzten Schrei aus. Chalyth steckte bis zu den Knien im Schlamm und sank immer tiefer. Creohan entdeckte einen rostigen Metallring, der in die Ufermauer eingelassen war, und hielt sich mit einer Hand daran fest. Die andere streckte er Chalyth entgegen. Aber es war sinnlos. Er konnte sie nicht erreichen.

»Laß mich!« sagte Hoo, und Creohan machte ihm Platz; der Hirte besaß längere Arme als er. Chalyth versuchte vergeblich, sich näherzuschieben. Der Schlamm zog sie immer tiefer. Ihr Gesicht war angstverzerrt.

»So!« Hoo umklammerte ihre Finger. Er ruckte und zog, aber der Schlamm war zäh. Vom Fluß her hörten sie Schreie und das Klirren von Metall. Sie mußten damit rechnen, daß die braunen Krieger sie angreifen würden, sobald sie sich von der ersten Überraschung erholt hatten.

Ohne Warnung ließ Hoo Chalyth los, und auch er rutschte in den Schlamm. Creohan erstarrte. Mußte er nun beide ans Ufer ziehen? Nein, zum Glück nicht! Hoo schnellte hoch und hielt sich krampfhaft an den Stufen fest. Creohan packte wieder den Ring und streckte seine Hand Chalyth entgegen. Im gleichen Moment sah er, daß eines der Boote auf das Ufer zusteuerte. Zwei Krieger hatten das quer über den Fluß gespannte Seil gepackt und hantelten sich näher; zwei weitere hatten mit erhobenen Äxten auf der Ruderbank Platz genommen. Und einer saß auf dem Bootsrand und schrie einen unverständlichen Befehl.

Creohan schloß mit seinem Leben ab.

Dann kam ihm zu Bewußtsein, daß der Zwerg den gleichen Dialekt wie seine Gefährten sprach — nur schneller und mit einem besonderen Akzent. Aus seinen Worten entnahm Creohan, daß für den Augenblick noch keine Exekution geplant war.

»He, du! Steh nicht rum wie ein blödes Vieh! Fang das Seil und zieh es durch den Ring!«

Seil? Welches Seil? Während er noch wie erstarrt dastand, angelte sich Hoo das Seil, das einer der Fremden ihm zuwarf. Er fädelte es durch den Metallring, knüpfte eine Schlinge und streifte sie Chalyth über die Schultern. Nun begriff auch Creohan. Zusammen mit Hoo zerrte er das Mädchen bis an den Fuß der Treppe. Chalyth schluchzte vor Erleichterung.

Aber die braunen Wichte hatten offenbar noch mehr Lassotricks auf Lager. Während die beiden Männer und

Chalyth sich von der Anstrengung erholten, senkte sich lautlos eine Schlinge über sie. Ein Ruck im richtigen Moment, und das Seil straffte sich. Sie waren gefangen.

»Kommt her!« sagte der Mann, der auf dem Bootsrand kauerte, und unterstrich seinen Befehl durch ein heftiges Zerren am Lasso. Es war klar, daß sie in dem schlüpfrigen Uferschlamm keinen Widerstand leisten konnten.

»Also gut«, entgegnete Creohan, und sie wateten mühsam auf das Boot zu.

Die Ruderleute murrten, als sie einstiegen und Schlamm auf die Sitzbänke tropfte, aber der Mann auf dem Bootsrand brachte sie durch ein paar scharfe Worte zum Schwelgen. Creohan betrachtete den Anführer neugierig. Im Gegensatz zu den anderen trug er eine Robe, die seinen Körper vollständig verhüllte. Als Kopfschmuck diente ihm eine gewebte Kappe, die über und über mit Goldmünzen bestickt war. Eine Menge von Wurfäxten, Schwertern, Messern und Speeren lag zu seinen Füßen. Creohan beglückwünschte sich nachträglich, daß er keinen Widerstand geleistet hatte.

»Durch eure Schuld habe ich dreizehn Leute verloren«, begann der Mann, bevor Creohan etwas sagen konnte.

»Wir haben sie doch nur ins Wasser geworfen!« entgegnete Hoo erstaunt. »Das Bad schadet ihnen sicher nicht.«

»Ich kann sie nicht mehr gebrauchen!« Der Fremde verschliff die Worte so miteinander, daß sie ihn nur schwer verstehen konnten. »Sie waren weit in der

Überzahl und haben sich besiegen lassen. Da — seht!« Er deutete auf einen der Schwimmer, der die Boote erreicht hatte. Ein Wächter hob die Axt und spaltete ihm den Schädel.

Chalyth umkrampfte Creohans Arm. Sie war entsetzt über diese Willkür. Der Anführer schien zufrieden mit der Wirkung seiner Demonstration. Er winkte seinen Männern, und sie schleppten das Boot zurück in die Strömung.

»Ihr seid nicht von dieser Stadt«, stellte er fest.

»Äh — woher weißt du das?« entgegnete Creohan. Er bemühte sich, den Tod des kleinen Kriegers zu vergessen und seinen Ekel zu verbergen.

»Diese Stadt ist tot.« Der Anführer spuckte ins Wasser.

»Seit langer Zeit, wie alle anderen.«

Chalyth keuchte, und Hoo trat einen Schritt vorwärts, so daß das Boot zu schaukeln begann. »Alle anderen Städte sind tot?« wiederholte er. »Alle?«

»Ja, alle.« Irgendwie schien der Mann traurig darüber zu sein. Er machte eine weitausholende Geste. »Wir haben gesucht und gesucht und überall das gleiche gefunden. Immer, immer wieder. Auch heute kamen meine Leute aus der Stadt zu mir und berichteten mir, was ich schon wußte — daß es keine Lebewesen außer den großen Bestien gab, die keinen Verstand haben. Und euch. Aber ihr seid nicht von hier. Woher kommt ihr?«

»Aus keiner Stadt«, log Creohan. Zu seiner Überraschung zweifelte der Mann diese Behauptung nicht an.

»Das weiß ich. Kämt ihr aus einer Stadt, so hätte ich sie längst erobert. Aber es gibt nur noch tote Städte. Ich fürchte, das ist unser Ende.«

Er wurde durch die Ankunft eines Unterführers in seiner Rede unterbrochen. Der Mann hatte sich am Seil entlang bis zum Boot gehantelt. Als er die Fremden sah, zögerte er, doch auf einen Wink des Häuptlings hin kletterte er geschickt in den Kahn. Er kniete nieder und berichtete: »Herr, wir haben die ganze Stadt durchgekämmt. Die Bewohner sind längst tot.«

»Geh!« sagte der Anführer, und der Mann gehorchte. Ein Gruppenführer nach dem anderen tauchte auf und erstattete Bericht. Creohan stellte fest, daß jeder der Männer ein Boot unter sich hatte. Die einfachen Krieger hatten inzwischen auf den Ruderbänken Platz genommen und warteten auf das Ende des Rapports.

Chalyth flüsterte Creohan zu, daß ihr ganz übel von dem Schlammgestank sei und sie gute Lust habe, ins Wasser zu springen und das Zeug abzuwaschen. Creohan hielt sie zurück. Sie hatten selbst miterlebt, mit welcher Schonungslosigkeit dieser Häuptling seine eigenen Leute für kleine Vergehen bestrafte. Einer der Ruderleute jedoch reichte ihnen mit gerümpfter Nase einen Ledereimer mit Wasser, so daß sie den schlimmsten Schmutz beseitigen konnten.

Endlich waren alle Boote bis auf eines startklar. Offensichtlich hatte es der Gruppe gehört, die in Ungnade gefallen war. Der Häuptling richtete sich auf und befahl,

daß man es versenken solle. Und mit dieser Bewegung bestätigte er, was Creohan längst geahnt hatte.

Der Anführer überragte seine Untertanen um Haupteslänge — aber sein langes Gewand verbarg die Stelzen, die er sich an die Füße geschnallt hatte und die bei jedem Schritt auf den Holzplanken verräterisch dröhnten.

Diese kleinen braunhäutigen Krieger hegten also Minderwertigkeitsgefühle gegenüber hochgewachsenen Rassen. Aus einem Komplex heraus hatten sie all die blühenden Städte verwüstet. Creohan erinnerte sich an die Worte des Unterführers, der sie gefangengenommen hatte: »Wir sind die Besieger dieser Stadt!« Er glaubte ihm.

Und nun, da es keine Städte mehr gab, die man angreifen konnte, kamen die Krieger an den Schauplatz ihrer früheren Siege zurück, in der vagen Hoffnung, Menschen anzutreffen — große Menschen, die sie demütigen konnten.

»Setzt euch!« befahl der Anführer. Chalyth und Creohan drängten sich auf einer Ruderbank zusammen, während Hoo mit überkreuzten Beinen auf dem Boden Platz nahm. Der Hirte beobachtete den kleinen Häuptling mit finsternen Blicken. »Was habt ihr in der Stadt gesucht?« fragte er herrisch. Creohan legte sich eine Antwort zurecht. Er hoffte, daß er die Psychologie des Wichtes richtig eingeschätzt hatte.

»Ihr sucht nach Städten, die ihr erobern könnt. Damit geben wir uns längst nicht mehr ab. Wir wollen einen Stern erobern.«

Diese ruhige Feststellung erfüllte den Häuptling mit sichtlicher Ehrfurcht. Er umklammerte den Stiel seiner Axt, als benötigte er einen Trost. Innerlich triumphierte Creohan. Er fuhr fort: »Ihr habt die ganze Meeresküste abgesucht und seid nun dem Fluß landeinwärts gefolgt, ohne auf Leben zu stoßen. Weshalb gebt ihr nicht auf?«

Der Häuptling zuckte mit den Schultern. Es schien ihn zu beruhigen, daß es Dinge gab, die der große Gefangene nicht wußte. »Bei uns ist es Sitte, daß ein Häuptling eine Stadt mit großen Menschen bezwingt, bevor er König wird. Seit zehn und noch mehr Generationen haben wir keinen König mehr. Mein Vater starb als Häuptling, denn er fand keine Stadt, in der große Menschen leben.«

Creohan nickte nachdenklich. Er glaubte nun auch zu wissen, weshalb die braunhäutigen Krieger nicht bis zu seiner Heimatstadt vorgedrungen waren. Auf dem Weg hierher hatten sie eine Bergkette überquert; der Talkessel der Schlachtopfer befand sich irgendwo in der Nähe des höchsten Punktes. Vermutlich bildeten diese Berge eine Wasserscheide, und seine Heimatstadt lag an einem anderen Ozean. Er war froh darüber. Die kleinen Krieger hätten bei seinen wirklichkeitsfremden Mitbürgern leichtes Spiel gehabt.

»Ihr kommt sicher von einer Insel weit draußen im Meer«, fuhr er fort, und der Häuptling nickte.

Vorsichtig horchte Creohan seinen Bezwinger weiter aus. Bevor das Boot die Flußmündung erreichte, wußte er alles, was er wissen wollte. Die Küstenlinie erstreckte sich ohne Unterbrechung nach Norden und Süden. Ein kurzes Stück landeinwärts stieg die Bergkette auf, die das Zergenvolk nie überquerte — sie trennten sich nicht gern von ihren Booten und beschränkten ihre Erkundungsausflüge auf die befahrbaren Flußläufe. Creohan hatte den Verdacht, daß sie sich ein Volk abseits der Wasserwege überhaupt nicht vorstellen konnten.

Als seine Zunge erst einmal gelockert war, begann der Häuptling mit seinen Vorfahren und ihren ruhmreichen Fahrten zu prahlen. Er befürchtete ganz offensichtlich, daß die Sterneroberer ihn nicht für voll nehmen könnten. Creohan überraschte es kaum, daß seine Erzählungen Parallelen zu den Legenden der Historiker aufwiesen. Diese paar Bootsladungen von Plünderern schienen die letzten Abkömmlinge einer Rasse zu sein, die einst der ganzen Welt ihren Stempel aufgedrückt hatte.

»Und wohin führt euer Weg nun?« fragte Creohan schließlich, als sich das erste schwache Grau am Morgenhimmel abzeichnete. Sie näherten sich dem Meer, denn das Rauschen der Brandung wurde immer lauter.

»Weiter«, entgegnete der Häuptling niedergeschlagen. »Irgendwo gibt es vielleicht noch eine Stadt, in der Leben ist.«

Creohan richtete sich auf. Das Boot schlingerte, und er stützte sich mit einer Hand an Chalyths Schulter ab. »Wollt ihr in ein Land, das eure Augen noch nie erblickt

haben?« fragte er dramatisch. »Wir können euch den Weg zu unerforschten Gestaden weisen.«

Der Häuptling rutschte unbehaglich hin und her. Es störte ihn, daß er zu Creohan aufsehen mußte, aber er hatte Angst, daß er auf seinen Stelzen das Gleichgewicht verlieren würde, wenn er sich ebenfalls erhob. »Und wo ist dieses Land?« fragte er.

Creohan deutete zum Himmel. Die letzten Nachtlichterschwärme aus der toten Stadt zogen vorbei. Sie flohen vor dem anbrechenden Morgen.

»Kennt ihr alle Orte, zu denen diese Lichter fliegen?« fragte er, und der Häuptling schüttelte den Kopf.

In raschen Worten schilderte Creohan, wie Hoo, Arrheeharr und ihre Sippe die Herden der Schlachtopfer hüteten und wie die Tiere jeden Tag auf bestimmten Wegen zu den Städten aufbrachen. Beinahe hätte er verraten, daß er selbst aus einer Stadt stammte, aber er fing sich noch rechtzeitig und kam auf den Kernpunkt seines Themas zu sprechen. Vielleicht, so erörterte er, besaßen auch die Nachtlichter eine gemeinsame Brutstätte, und die Schwärme brachen von dort zu allen Küsten des Ozeans auf. Dann mußte man nur diese Brutstätte suchen und einem der Schwärme in eine neue Richtung folgen. Möglicherweise — wer konnte es sagen? — warteten blühende Städte am Ende der Reise.

»Du glaubst, daß die Lichter von dem Stern kommen, den ihr erobern wollt«, beschuldigte ihn der Häuptling.
»Du versuchst mich für deine Pläne zu gewinnen!«

Creohan tat nichts, um diesen Eindruck zu zerstören. »Du gewinnst nichts, wenn du ständig diese Küste absuchst«, erklärte er ruhig. »Und du verlierst nichts, wenn du einmal neue Wege auskundschaftest. Habe ich recht?«

In den Zügen des Häuptlings war der Kampf zu erkennen, der sich in seinem Innern abspielte: Er sträubte sich dagegen, auch nur einen Vorschlag des großen Gefangenen zu akzeptieren. Auf der anderen Seite lockte ihn die Aussicht, zum König seines Volkes gekrönt zu werden — eine Würde, die seit mehr als zehn Generationen niemand mehr erlangt hatte.

Schließlich warf er Creohan einen haßerfüllten Blick zu und nickte herablassend. »Du hast recht. Wir werden deinen Vorschlag annehmen und der Spur der Lichtschwärme folgen.«

Es waren bange Sekunden für Creohan gewesen. Nun atmete er erleichtert auf. Die Gier und die Verzweiflung des Häuptlings hatten wohl den Ausschlag gegeben; Creohan gab sich nicht der Hoffnung hin, daß er und Hoo durch die Überwältigung der dreizehn braunhäutigen Krieger an Achtung gewonnen hatten. Gewiß, sie mußten immer noch mit einem Verrat des kleinen Häuptlings rechnen. Aber zumindest hatten sie sich durch die Begegnung eine lange, sinnlose Suche entlang der Küste erspart.

Leider hatte er keine Gelegenheit, mit seinen Gefährten zu sprechen und herauszufinden, ob sie mit seinem

Schachzug einverstanden waren. Der Häuptling beobachtete sie mit Argusaugen.

Die Boote begannen heftig zu schlingern, als sie die Flußmündung erreichten und in die Brandung gerieten. Eine weite glatte Wasserfläche lag im hellen Morgenlicht vor ihnen.

Der Häuptling legte die Hände trichterförmig vor den Mund und befahl, daß die Flotte der Fluglinie der Nachtlichter folgen solle. Niemand zog seine Entscheidung in Zweifel.

Dann rollte er sich unbekümmert auf der hinteren Ruderbank zusammen und begann zu schnarchen. Die drei Gefangenen machten es sich auf den Bodenplanken so bequem wie möglich. Trotz der Enge waren auch sie nach kurzer Zeit eingeschlafen. Als sie aufwachten, war der Küstenstreifen verschwunden, und während der nächsten vierzehn Tage sahen sie nichts als Wasser.

Immer wieder staunte Creohan darüber, mit welcher Gelassenheit diese Leute Fahrten unternahmen, neben denen Glyres vielgerühmte Reise zu den toten Inseln völlig verblaßte. Die Boote waren ihre Heimat; sie schliefen, aßen und tranken, ohne ihre Posten zu verlassen. Wenn die Vorräte knapp wurden, schickte der Häuptling ein paar Männer mit Harpunen und Netzen auf Fang aus, und immer brachten sie von ihren Streifzügen herrliche Fische, Muscheln oder Algen mit. Sobald sich die Gefangenen daran gewöhnt hatten, diese Dinge roh zu essen, litten sie keinen Hunger mehr.

Bei der zweiten Expedition dieser Art schloß sich Chalyth den Schwimmern an, sehr zum Unbehagen von Creohan, der das Mißtrauen des kleinen Häuptlings fürchtete. Aber sie sicherte sich die Bewunderung der braunhäutigen Krieger, als sie mit einer Beute wiederkehrte, die nicht einmal zwei von ihnen hätten schleppen können. Creohan beobachtete sie mit einem leisen Anflug von Neid, denn er fühlte sich verloren in der Weite des Meeres.

Bis jetzt hatten sie noch keine Gelegenheit zu einer Aussprache gefunden, da sie nur eine Armlänge entfernt vom Häuptling saßen und er jedes Wort mithören konnte.

Als nun jedoch alle ihre Aufmerksamkeit Chalyths Beute zuwandten, wechselte er rasch ein paar Worte mit Hoo. Der dunkle Hirte hatte stumm vor sich hingestarrt, seit sie sich auf dem Boot befanden; aber Creohan las in seinen Augen den Schmerz über die tote Stadt für die er und seine Brüder seit vielen Jahren völlig sinnlos geschuftet hatten.

»Hoo!« flüsterte Creohan. »Was hältst du von diesen Leuten?«

Hoo zog die buschigen Augenbrauen hoch und spuckte ins Meer.

»Ganz meiner Meinung. Aber sie könnten ihre widerlichen Eigenschaften dadurch wettmachen, daß sie uns sicher über das Meer bringen. Sie haben uns bereits jetzt viel Zeit und Mühe erspart.«

»Euch vielleicht«, entgegnete Hoo leidenschaftslos. »Ich habe die Lust verloren, irgendeinen Stern von seinem

Kurs abzubringen. Wäre ich frei, so würde ich auf der Stelle heimkehren und meinen Brüdern klarzumachen versuchen, wie sinnlos sie ihr Leben vergeuden. Und noch eines! Angenommen, wir erreichen eine fremde Küste und entdecken dort Städte, in denen noch Menschen leben. Kannst du es mit deinem Gewissen vereinbaren, sie dieser Horde auszuliefern — ja?«

Creohan wußte nicht, was er antworten sollte, und Hoo starre wieder schweigend vor sich hin.

Kurz danach kletterte Chalyth fröhlich und ausgelassen ins Boot. Sie setzte sich auf die Bootsspitze, wand ihr nasses Haar aus und ließ es von der warmen Brise trocknen. »Creohan!« rief sie ihm zu. »Du mußt schwimmen lernen und uns begleiten — hier unten ist es herrlich! Ganz anders als die flachen Küstengewässer, die ich kenne!«

Als sie merkte, daß er sich von ihrem Eifer nicht anstecken ließ, erkundigte sie sich verwundert nach dem Grund seiner Niedergeschlagenheit. Creohan wiederholte kurz Hoos Worte, aber sie konnte nichts mehr dazu sagen, weil der Häuptling an seinen Platz zurückkehrte und die Ruderer ihre Paddel wieder aufnahmen.

Danach schloß sich Chalyth immer den Fischern an, und zum großen Mißfallen des Häuptlings wurde sie von den Männern als Anführerin akzeptiert. Creohan hatte das Gefühl, daß nur der Häuptling selbst an einer krankhaften Eifersucht gegenüber seinen kräftiger gewachsenen Gefangenen litt. Sie waren Symbol für das Hindernis, das zwischen ihm und dem Königsthron stand. Seine

Unterführer imitierten ihn, aber die einfachen Krieger bewunderten unverhohlen Chalyths Talente. Sie konnte weiter schwimmen und tiefer tauchen als jeder einzelne von ihnen. Täglich blieb sie etwas länger im Wasser, bis dem Häuptling die Geduld riß und er drohte, ohne sie weiterzurudern. Sie setzte eine zerknirschte Miene auf, aber hinter seinem Rücken grinste sie Hoo und Creohan zu.

Je länger sie unterwegs waren, desto mehr verfiel Creohan ins Grübeln. Hoos Vorwurf war berechtigt. Wenn sie jenseits des Meeres tatsächlich neue Städte entdeckten und die braunen Krieger mit ihren Raubzügen begannen, dann mußte er sich heftige Gewissensbisse machen. Er zermarterte sich den Kopf. Aber Ihm fiel keine Lösung ein. Sie konnten nur hoffen, am Leben zu bleiben und zu improvisieren, wenn der gefürchtete Moment kam... und dazu war es nötig, daß Chalyth den Häuptling nicht in Zorn versetzte.

Täglich zogen die Lichterschwärme über den Himmel und wiesen den Booten den richtigen Weg. Die Zeit verging. Der Häuptling wirkte nervös und angespannt, bemühte sich aber, seine gereizte Stimmung zu verbergen. Immer häufiger warf er Creohan mißtrauische Blicke zu. Und so war Creohan unendlich erleichtert, als kurz nach Sonnenaufgang des fünfzehnten Tages am Horizont Land auftauchte. Es handelte sich um eine Insel, und die Nachtlichter steuerten darauf zu.

Große Erregung erfaßte die Krieger; selbst Hoo erwachte aus seiner Apathie und starrte die grüne runde

Insel an, auf der sich Millionen von Nachtlichtern drängten. Zum erstenmal im Leben bemerkte Creohan, daß sie Stimmen besaßen. Die Luft war erfüllt von ihrem Gekreische.

»Bis jetzt hast du recht behalten«, sagte der Häuptling von seiner Sitzbank aus. »Hoffentlich stimmen auch deine übrigen Vorhersagen.«

Sie brachten die Boote in eine geschützte Bucht, und bewaffnete Späher durchforschten die Insel. Sie konnten bei ihrer Rückkehr zwei Dinge berichten: daß die Insel menschenleer war und daß die Nachtlichter hervorragend schmeckten. Also zog man die Boote an Land und baute ein Lager auf, um an Ort und Stelle zu beobachten, wann und in welcher Richtung die Lichterschwärme aufbrachen.

Selbst der Häuptling war entzückt von der Tatsache, daß es noch Landgebiete gab, die sein Volk nicht kannte. Er ließ die Gefangenen kaum bewachen. Chalyth nützte die Gelegenheit aus und verschwand sofort im Wasser. Von Zeit zu Zeit sah man ihren Kopf aus den Wellen tauchen. Hoo sonderte sich schweigend ab, und so konnte Creohan nichts anderes tun, als die fremdartigen Geschöpfe zu beobachten, die hier nisteten.

Aber er erfuhr wenig Neues. Die Nachtlichter bauten ihre Nester auf hohen Felsvorsprüngen. Dort versuchten auch die Jungen zum erstenmal ihre noch schwach leuchtenden Flügel. Ihre Nahrung bestand aus kleinen Fischen oder Muscheln, die sie aus großer Höhe fallen ließen, um die Schalen zu zerbrechen. Aber die

Verhaltensweise der erwachsenen Tiere — der Grund für ihre regelmäßigen Flüge zu den Städten — blieb ein Rätsel.

Müde kehrte Creohan am Abend zum Lagerplatz zurück. Man hatte eine Anzahl der Nachtlichter gebraten, und ihr Fleisch schmeckte köstlich, wie die Späher vermutet hatten. Von Chalyth war nichts zu sehen, und allmählich machte sich Creohan Sorgen um sie. Erst als die braunhäutigen Krieger am Feuer eingeschlafen waren, huschte sie auf ihn zu.

»Wo warst du?« fragte Creohan. »Ich habe schon die schlimmsten Befürchtungen gehegt.«

»Im Wasser natürlich«, entgegnete Chalyth leichthin. »Du weißt, wie sehr mich die Geheimnisse des Meeres schon immer fasziniert haben.«

»Ausgerechnet jetzt —« begann Creohan, doch dann merkte er, daß er zu laut sprach. Er sah sich vorsichtig um, ob er keinen der kleinen Krieger geweckt hatte, und wiederholte dann im Flüsterton: »Ausgerechnet jetzt gehst du deinem Hobby nach? Chalyth, begreifst du denn nicht, daß Hoo absolut recht mit seinen Vorwürfen hat? Wenn jenseits des Meeres Menschen leben, dann verurteile ich sie zum Untergang!«

Der Gedanke bohrte bereits den ganzen Tag in ihm, aber er hatte noch keine Lösung gefunden.

»Was nützt es, sich über diese Dinge zu unterhalten?« Chalyth zuckte mit den Schultern. »Wenn wir nicht zufällig auf diese Leute gestoßen wären, würden wir jetzt noch an der Küste umherirren, von einer verwüsteten

Stadt zur anderen. Und die kleinen Burschen sind, abgesehen von ihrem Häuptling, recht nett. Sein Ehrgeiz macht mich rasend.«

Creohan nickte. »Und nun stell dir vor, daß ein Volk in die Hände dieses Kerls fällt!«

»Ich habe dir schön einmal gesagt, daß ich an unser Glück glaube. Unsere Sache ist gerecht, deshalb steht Mutter Erde auf unserer Seite.«

Creohan wollte auffahren, aber sie legte den Finger auf die Lippen und schüttelte den Kopf. Jetzt erst sah Creohan, daß einer der Wachtposten fast bis auf Hörweite herangekommen war.

Creohan fand keine Gelegenheit mehr, mit Chalyth zu sprechen. Im Morgengrauen wurden die Boote wieder ins Wasser geschoben, und die Ruderer folgten den Lichtschwärmern, die auf das ferne Ufer zusteuerten, wie Creohan es vorhergesagt hatte.

Abgesehen davon, daß seine Verzweiflung ständig wuchs, verlief dieser Teil der Reise ereignislos. Um sie war die Weite des Meeres, und das gleichmäßige Klatschen der Paddel wurde nur unterbrochen, wenn eine Gruppe der brauhäutigen Krieger unter Chalyths Führung nach Fischen und Algen tauchte. Dennoch hatte sich eine Kleinigkeit verändert. Immer wenn Creohan nach hinten schaute, glaubte er einen Schatten im Wasser zu erkennen, ein plumpes braunes Ding, das den Booten folgte. Aber die Fischer berichteten nichts Ungewöhnliches, wenn sie von ihren Meeresausflügen

zurückkehrten und schließlich tat er seine Beobachtung als Hirngespinst ab.

»Wir sind dem Land jetzt sehr nahe«, flüsterte Chalyth, als sie an Bord kletterte und ihre zerrissenen Kleider überstreifte. Seit ihrem Aufbruch von der Insel der Nachtlichter waren zwölf Tage vergangen.

»Woher weißt du das?« entgegnete Creohan. »Wird das Wasser seichter?«

»Davon ist mir nichts bekannt.« Chalyth wickelte eine Haarsträhne um die Hand und wand sie aus.

»Rede schon!« Creohans Stimme klang unwirsch.

Seit sie die Insel verlassen hatten, versuchte er zu ergründen, weshalb sie so zuversichtlich war, oder ihr zumindest klarzumachen, was ihn selbst bedrückte. Doch sie war immer wieder ausgewichen, bis er zu der Überzeugung gelangte, daß sie einfach nicht begriff, welches Unheil er angerichtet hatte.

Doch bevor Chalyth antworten konnte, sagte Hoo ruhig: »Du hast also nur noch wenig Zeit, dein Gewissen zum Schweigen zu bringen.«

Chalyth sah ihn mit gespielter Unschuld an. »Was meinst du damit?«

»Du weißt es recht gut!« fauchte Hoo.

»Ach das!« Chalyth winkte ab. »Das ist längst gelöst.« Ein Hoffnungsfunkel glomm in Creohan auf. Sie schien etwas zu wissen, wovon er und Hoo keine Ahnung hatten. Aber wie so oft nahm der Häuptling seinen Platz ein, bevor er Näheres von ihr erfahren konnte.

Den ganzen Tag zerbrach er sich den Kopf über ihre geheimnisvollen Worte. Es wurde Abend, und ein Schwarm Nachtlichter zeigte sich am Himmel. Diesmal zögen sie jedoch nicht weiter, sondern begannen am Horizont zu kreisen.

Der Häuptling sprang erregt auf. »Da ist eine Stadt!« schrie er. »Da ist eine neue Stadt für uns! Wir werden sie plündern!«

Die Männer in den Booten brüllten begeistert, und die Ruderer legten sich mit neuer Kraft in die Riemen. Der Häuptling nahm wieder Platz. Er warf seinen Gefangenen einen hämischen Blick zu. Mit der Rechten tastete er nach seiner Lieblingsaxt.

Creohan spürte, wie ihm die Angst die Kehle zusammenschnürte. Angenommen, er tötete sie, bevor sie das Land erreichten? Chalyth jedoch blieb ungerührt. Sie wandte sich an den Häuptling.

»Ist es nicht gefährlich, im Dunkeln einen fremden Strand anzusteuern? Wie leicht können die Boote auf Unterwasserfelsen laufen!«

»Meine Männer haben Erfahrung mit diesen Dingen«, erwiderte der Häuptling leichthin. »Nun, ihr großen Krieger, ich bereue es nicht, daß ich euch mitgenommen habe. Ihr habt den Preis für die dreizehn Toten bezahlt. Jetzt brauche ich euch nicht mehr.«

»Aha«, sagte Hoo ruhig und erhob sich. Creohans Mut sank; die Absichten des Häuptlings spiegelten sich deutlich in seinen Zügen wider. Aber Chalyth blieb ruhig. Sie stieß ihre beiden Gefährten an und flüsterte so leise,

daß es der Häuptling nicht hören konnte: »Nun müßt ihr schwimmen lernen!«

Creohan zweifelte daran, daß es ihnen gelingen würde, lebend über Bord zu kommen. Im gleichen Moment riß Chalyth eines der Beile an sich und warf es ins Wasser.

»Jetzt!« rief sie und hechtete hinterher.

Der Häuptling sprang wutentbrannt auf. Die Ruderer holten ihre Paddel herein und trafen Anstalten, sich auf die beiden Gefangenen zu stürzen — doch da begann das Boot wild zu schlingern. Ein Leck zeigte sich im Boden. Es lief quer durch zwei Planken. Der Zorn des Häuptlings wich blinder Panik, als das Wasser hereinströmte und seine Füße umspülte.

Hoo reagierte schneller als Creohan. Er stieß den Gefährten über Bord und folgte ihm. Bevor sich die erstaunten kleinen Krieger von ihrem Schock erholt hatten, war Chalyth aufgetaucht. Sie half Hoo und Creohan, die Kleider abzustreifen, damit sie mehr Bewegungsfreiheit hatten. Die beiden prusteten und zappelten, aber es gelang ihnen, sich über Wasser zu halten. Ein zweites Boot kenterte jetzt, leckgeschlagen von einem unsichtbaren Feind.

Sie hatten kaum Zeit, diese erstaunliche Tatsache zu verdauen, als vor ihnen ein Gesicht auftauchte. Es war riesig, und irgendwie wirkte es verschmitzt. Creohan erkannte den plumpen braunen Leib sofort wieder. Das sonderbare Geschöpf mußte ihnen seit geraumer Zeit gefolgt sein.

Chalyth schwamm heran und brachte durch Gesten und bewundernde Ausrufe ihre Anerkennung zum Ausdruck. Das Wesen wand sich vor Verlegenheit, und Creohan erwartete fast, daß es erröten würde. Unter Chalyths Anleitung umklammerten Hoo und Creohan die muskulösen Schwimmschaufeln des Geschöpfes. Sie selbst hielt sich an der Schwanzflosse fest. Sobald sie ihre Plätze eingenommen hatten, schwamm das Ding mit schlängelnden Körperbewegungen los, und obwohl es von der zusätzlichen Last behindert wurde, hatte es die kleinen braunhäutigen Krieger bald hinter sich gelassen.

Immer mehr Nachtlichter erhellt den Himmel. Das Wasser wurde so flach, daß man stehen konnte, und die beiden Männer richteten sich erleichtert auf. Das fremdartige Geschöpf schwamm eine weite Schleife und hielt dann kurz vor Chalyth an. Sie tätschelte liebevoll die stumpfe Schnauze. Im nächsten Moment war das Wesen verschwunden.

Sie standen bis zum Kinn im Wasser und starrten zum Ufer hinüber. Die Nachtlichter kreisten tatsächlich über einer Stadt, auch wenn sie anders aussah als Chalyths und Creohans Heimatstadt. Auf einer Sandbank in ihrer Nähe waren Boote festgemacht, und Fischernetze trockneten an langen Holzpfählen. All das verriet Leben. Creohans Stimmung wurde allmählich besser.

»Wie hast du dieses Wunder vollbracht?« fragte Hoo Chalyth. Auch er hatte die dumpfe Niedergeschlagenheit abgeschüttelt.

»Vor langer Zeit dienten die Angehörigen seines Volkes den Menschen«, erwiderte das Mädchen. »Ich war schon früher vielen seiner Rasse begegnet — einer brachte mir den goldenen Helm von Glyres Insel. Ich habe dir davon erzählt, Creohan. Erinnerst du dich noch?«

Creohan nickte. Ein ganzes Jahrhundert schien dazwischen zu liegen.

»Der Kontakt zu den Menschen ist allerdings seit Generationen abgerissen«, fuhr Chalyth fort. »Er war so glücklich, als er mich sah, daß er sich sofort bereit erklärte, uns zu folgen und zu beschützen. Die Axt, die ich über Bord warf, war für ihn das Zeichen zum Angriff. Er zertrümmerte mit seiner Schnauze die Bootsplanken.«

»Ich hätte mich gern bei ihm bedankt«, sagte Creohan mit aufrichtigem Bedauern.

»Er erklärte, er sei bereits reich belohnt, weil er den Seinen eine herrliche Geschichte erzählen könne.« Chalyth starnte einen Moment lang aufs Meer hinaus. »Aber verschwinden wir von hier! Unser Vorsprung zu den kleinen braunen Ungeheuern ist nicht sehr groß. Irgendwie müssen wir die Bewohner dieser Stadt warnen...«

»Sie kommen uns entgegen«, unterbrach Hoo sie und deutete zum Strand.

Ein paar Männer und Frauen waren am Ufer aufgetaucht. Ihre Haut hatte einen warmgoldenen Ton, und ihre Augen wirkten groß und dunkel. Einige trugen fließende blaue oder weiße Gewänder, aber die meisten waren in kurze, ausgefranste Kittel gekleidet. Sie

unterhielten sich erregt, und Creohan mußte zu seinem Kummer feststellen, daß er kein Wort verstand.

Dennoch ging er auf die Fremden zu. Er wußte, welchen Anblick er bot: nackt, mit wirrer Haarmähne und verwildertem Bart. Hoo sah nicht viel besser aus als er. Nun, zumindest waren sie nach dem unfreiwilligen Bad sauber.

Einer der Männer, der eine Vorrangstellung in der Gruppe zu genießen schien, musterte die Neuankömmlinge lange und nachdenklich und sagte dann ein paar Sätze in der melodischen Sprache, die sie bereits gehört hatten. Weder er noch seine Begleiter trugen Waffen, und Creohan machte sich ernste Sorgen darüber, ob sie gegen die braunhäutigen Krieger überhaupt eine Chance hatten.

Schließlich fragte er: »Versteht ihr unsere Sprache?« Ein Mann und eine Frau in blauen Gewändern traten vor. »Ja, einige von uns.« Ihr Akzent klang sehr viel reiner als bei den braunen Kriegern.

»Dann hört mir genau zu. Eine Bande von Plünderern ist nach hierher unterwegs. Sie haben ihre Boote verloren, aber sie werden den Strand sicher schwimmend erreichen. Nehmt euch in acht! Sie sind grausam und kennen keine Gnade.«

»Zwerge?« fragte die Frau, und als Creohan nickte, begann sie zu seiner Verwunderung schallend zu lachen. Der Mann übersetzte Creohans Worte für die anderen, während die Frau sich wieder an die drei Neuankömmlinge wandte.

»Mein Name ist Lian-liang, und ich studiere Geschichte. Ich weiß, daß in der Vergangenheit mehrmals kleine braune Krieger aus dem Osten kamen, um uns zu überfallen, aber wir hatten keine Schwierigkeiten, sie abzuwehren. Diesmal müßte es, dank eurer Warnung, leichter denn je sein.«

»Das braune Volk war schon früher hier?« fragte Creohan verwirrt. »Aber der Häuptling hatte nicht die leiseste Ahnung, daß auf dieser Seite des Ozeans bewohntes Land sein könnte.«

Liang-liang zuckte mit den Schultern. »Möglich, daß dieser Stamm nichts davon wußte. Die Eitelkeit der Wichte steht nämlich im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Körpergröße, und da wir sie jedesmal mühelos in die Flucht schlugen, mußten sie über ihre Entdeckung schweigen, um die Demütigung zu vertuschen. Es ist nun drei Generationen her, seit der letzte Angriff auf diese Küste erfolgte.«

Bei dem Gedanken, welche inneren Qualen er sich hätte ersparen können, schloß Creohan die Augen. Liang-liang betrachtete ihn voll Mitgefühl.

»Wir wissen, welche Mühe es euch gekostet hat, diese Warnung zu übermitteln, und wir möchten auf keinen Fall undankbar erscheinen«, sagte sie. »Kommt mit uns in die Stadt! Wir werden euch Kleider und etwas zu essen geben, und ihr könnt euch von eurer Erschöpfung erholen.«

Die Gruppe löste sich auf; der Anführer gab lächelnd ein paar Befehle, und die mit Kitteln bekleideten jungen

Männer und Mädchen rannten geschäftig den Strand entlang. Liang-liang forderte die drei Gefährten auf, ihr zu folgen.

Der Weg führte durch glatten, feinen Sand und dann über Dünens, die mit hartem Strandgras bewachsen waren. Nach kurzer Zeit hatten sie die Stadt erreicht. Creohan und Chalyth betrachteten staunend die Häuser, an denen sie vorüberkamen. Sie waren nicht gezüchtet, sondern zweifellos von Menschenhand erbaut — niedrige, viereckige Gebilde, jedes von einem Fleckchen Grün umgeben, auf dem in säuberlichen Reihen fruchttragende Pflanzen wuchsen. Diese Menschen schienen keine Ähnlichkeit mit den Bürgern seiner Heimatstadt zu haben, und Creohan überlegte, ob es ihm mit ihrer Hilfe möglich sein würde, den Untergang der Erde abzuwenden.

»Creohan!« flüsterte Chalyth plötzlich. »Sieh doch!« Verzweiflung erfaßte ihn. Im wechselnden Schein der Nachtlichter erkannte er inmitten eines kleinen Parks ein Haus der Geschichte. Also herrschte auch hier der Bann der Vergangenheit! Die Leute würden wenig Verständnis für die Probleme der Zukunft zeigen.

»Auch hier...«, sagte er. Er hatte nicht den Mut, den Satz zu Ende zu sprechen.

Man brachte sie in eines der Häuser, wo sie fließende weiße Gewänder und geflochtene Sandalen erhielten. Liang-liang kämmte ihnen das verfilzte Haar aus und sengte den beiden Männern die Bartspitzen ab. Inzwischen kam ein junger Mann mit riesigen Tabletts,

die er vor ihnen abstellte. Sie enthielten Schalen mit einer wohlschmeckenden, nahrhaften Suppe, Fischpasteten und herrliche rote Früchte, die mit Honig überzogen waren. Das Essen weckte ihre Lebensgeister.

Ihre Gastgeber erkundigten sich nicht, in welcher Beziehung sie zu den brauhäutigen Kriegern standen. Offensichtlich warteten sie ab, bis die Neuankömmlinge selbst darauf zu sprechen kamen. Ob das allerdings aus Höflichkeit oder mangelndem Interesse geschah, konnte Creohan nicht feststellen.

Nach kurzer Zeit kam noch ein junger Mann herein und unterhielt sich mit Lian-liang. Die drei Gefährten verstanden ihn nicht, doch sie sahen, daß er breit grinste. Liang-liang übersetzte seine Worte.

»Wenn ihr nicht allzu müde seid, könnt ihr uns zum Strand begleiten«, sagte sie. »Mein Freund berichtet, daß die ersten Krieger an Land schwimmen. Der Empfang, den wir für sie vorbereitet haben, ist sehenswert.«

»Ich kann mich zwar kaum noch auf den Beinen halten«, entgegnete Chalyth, die auf ein paar weichen Kissen Platz genommen hatte, »aber die Niederlage dieser widerlichen Wichte lasse ich mir nicht entgehen.«

»Dann kommt!« sagte Liang-liang, und die drei folgten ihr.

Sie erreichten eine Anhöhe in der Nähe des Strandes und verbargen sich hinter einer Gruppe von blühenden Sträuchern. Liang-liang bog die Zweige auseinander und lachte leise.

Etwa hundert Schritte von ihnen entfernt hatten sich die braunen Krieger versammelt. Etwa zwanzig von ihnen, vermutlich diejenigen, die ihre Waffen gerettet hatten, bildeten einen Ring um ihre erschöpften Kameraden. Die Männer boten einen erbärmlichen Anblick. Sie husteten, spuckten Salzwasser und massierten ihre verkrampften Muskeln. Und immer noch kamen vereinzelte kleine braune Gestalten an Land gekrochen. Creohan fiel auf, daß kaum Nachtlichter zu sehen waren, und Liang-liang bestätigte auf seine Frage hin, daß man sie absichtlich vertrieben hatte.

»Die schlechte Beleuchtung ist ein Hauptfaktor in unserem Plan«, fügte sie hinzu.

»Was habt ihr eigentlich vor?« flüsterte Creohan.

»Hinter Sträuchern und Bäumen verborgen wartet ein halbes Hundert unserer Leute. Ihr werdet gleich sehen, was sie tun — ah, man kann den Rauch bereits riechen.«

Ein beißender Qualm drang zu ihnen herauf und erreichte Sekunden später die kleinen braunen Krieger, die sich mißtrauisch versteiften. Nach und nach wurde das ganze Strandstück vernebelt. Und dann stieg eine Gestalt in dem Rauch auf, fünfmal so groß wie ein Mensch, mit Prunkhelm und drohend erhobenem Riesenschwert.

Einen Herzschlag später richtete sich noch eines und noch eines dieser Monstren auf. Ganz langsam schoben sie sich auf die braunen Krieger zu. Ihre Augen glühten wie Kohlen, und aus ihren Fängen quollen grünliche Tropfen.

Hoo stieß einen leisen Angstschrei aus, aber Lian-liang beruhigte ihn.

»Das sind nur Gliederpuppen, die durch den Rauch getragen werden«, flüsterte sie. »Hinter den Augen befinden sich Laternen, und auf ihre Zähne haben wir eine Flüssigkeit geschmiert, die aus Fischschuppen hergestellt wurde.«

Creohan nickte. Er hatte ähnliche Schlüsse gezogen. Aber als kurz danach eine gewaltige Stimme über den Strand dröhnte, zuckte auch er zusammen. Es klang, als hätten hundert Menschen zugleich mit voller Lautstärke gebrüllt: »Ich sehe euch, ihr Zwerge!«

»Das ist Tran-niong, unser größter Sänger«, erklärte Liang-liang. »Er spricht durch ein langes Holzrohr, das seine Stimme verstärkt. Seht nur! Der Mut dieser kleinen Narren scheint bereits zu schwinden.«

Tatsächlich hatten einige der braunhäutigen Krieger ihre Waffen weggeschleudert und sich zu Boden geworfen. Andere flohen in das Dunkel. Einer von ihnen, vermutlich der Häuptling, schlug auf sie ein und versuchte sie zurückzuhalten. Als das nichts nützte, riß er ein Schwert an sich und versetzte dem Nächststehenden eine klaffende Schulterwunde. Der Mann brach schreiend zusammen. Das gab den wenigen Standhaften den Rest. Sie flohen vor dem Zorn ihres Häuptlings. Einige sprangen ins Wasser, andere verbargen sich hinter Sträuchern und Dünen, wo sie von den Eingeborenen gefangengenommen wurden. Nach kurzer Zeit stand der Häuptling völlig allein am Strand und kreischte seinen

Haß den Monstren entgegen, die langsam durch den Rauch schwankten. Sie hatten die Schwerter gesenkt und schienen den kleinen Diktator mit Spott und Nachsicht zu betrachten.

»Kämpft!« schrie der Häuptling. »Kämpft, habe ich gesagt!«

Doch die Gestalten sahen einander nur an, zuckten mit den Schultern und wandten ihm wortlos den Rücken zu. Das war mehr, als der Häuptling ertragen konnte. Mit Schaum vor dem Mund stürzte er sich in sein Schwert.

Einen Augenblick herrschte Schweigen, als könnten sich die Sieger ihres Triumphes nicht freuen. Dann sagte Hoonüchtern: »Sie müssen glauben, in ein Land der Teufel und Dämonen geraten zu sein.«

»Sie sahen ihre eigenen Ängste wie in einem Spiegel«, entgegnete Liang-liang. »Es ist leicht, solche Wahnsinnige zu vernichten, aber es hinterläßt einen bitteren Nachgeschmack. Viele meines Volkes werden von jetzt an schlecht schlafen.«

Ruhig drehte sie sich um. »Ihr seid sicher müde. Soll ich euch zurückbringen?«

Sie folgten ihr zurück in die Stadt. Keiner sprach, bis sie an dem kleinen Park vorbeikamen, den Chalyth vorher entdeckt hatte. Hier blieb Creohan kurz stehen und fragte: »Liang-liang, ist das nicht ein Haus der Geschichte?«

»Ein Baum der Geschichte«, entgegnete Liang-liang. »Er hilft uns, das Wissen über die Vergangenheit zu vervollständigen. Sicher habt ihr auf eurer Reise mehrere gesehen.«

»Einen anderen Zweck hat er nicht?« fragte Chalyth bohrend.

»Nein.« Liang-liangs Stimme klang überrascht.

Creohan erklärte ihr in kurzen Worten, wozu in seiner und Chalyths Heimatstadt die Häuser der Geschichte mißbraucht wurden. Liang-liang war entsetzt.

»Wie erniedrigend!« rief sie. »Unser Geschichtsbaum ist nicht jedem zugänglich, der sein Leben in Träumen vergeuden will. Würde ein Künstler seine Farben einem Kind leihen, damit es die Wände beschmieren kann? Nur Leute wie ich, die sich eingehend mit der Geschichte befaßt haben, dürfen das Gebäude betreten. Die Informationen sind in den Händen Unwissender so gefährlich wie ein scharfes Messer. Wir arbeiten hier in unserer Stadt übrigens an einem großen Projekt. Wir analysieren alle Erinnerungen, die der Baum des Wissens gespeichert hat, und versuchen sie richtig einzuordnen, so daß wir die Geschichte des menschlichen Aufstiegs lückenlos verfolgen können. Sobald wir das erreicht haben, wollen wir einen neuen, letzten Baum des Wissens pflanzen. Wer ihn betritt, soll das ganze herrliche Panorama der Geschichte vor Augen haben.«

»Dazu seid ihr in der Lage?« fragte Creohan staunend.

»Noch nicht«, gab Liang-liang zu. »Aber ich hoffe, daß wir es schaffen. Wir haben die Bäume nicht selbst gepflanzt — sie wurden in der Zeit des Wiederaufschwungs, vor mehr als tausend Jahren, hierhergebracht —, und unsere Vorfahren riefen das Projekt erst vor knappen dreihundert Jahren ins Leben.

Aber wir machen täglich Fortschritte. Wir sind bereits beim Lymarier-Reich angelangt, das seine Hochblüte vor vierzehntausend Jahren erlebte.«

»Aber die Geschichtsbäume sind doch mindestens doppelt so alt«, sagte Creohan. Er wußte das von Molichant.

»Das ist wahr«, erwiderte Liang-liang. »Aber eines Tages werden wir das erforderliche Wissen besitzen. Daran gibt es gar keinen Zweifel. Ah, da sind wir ja!« Sie blieb vor einem der niedrigen Häuserwürfel stehen. »Hoffentlich seid ihr mit dem Quartier zufrieden, das ich für euch ausgewählt habe.«

Das Innere des Hauses bestand aus einem einzigen großen Raum. Bunte Kissenstapel türmten sich entlang der Wände. Von der Decke hingen bemalte Papierstreifen, zierliche Glockenspiele und Körbe mit frischen Blumen. Ein Strom warmen Wassers plätscherte in einer Ecke, gebettet in eine Senke aus dunkelblauem Glas. Chalyth tauchte mit einem entzückten Ausruf die Hand hinein, während Hoo sich völlig erschöpft auf die Kissen warf und die Augen schloß.

Creohan hingegen beachtete seine Umgebung kaum, und Liang-liang erkundigte sich besorgt, ob ihm etwas fehle. Er zuckte mit den Schultern.

»Der Raum ist herrlich, aber ich muß ständig daran denken, daß es euch nicht mehr gelingen wird, euer Projekt zu Ende zu führen.«

»Weshalb?« Liang-liang wirkte fast ein wenig gekränkt.
»Ich versichere dir, daß wir die nötige Ausdauer besitzen.«

»Nein, du verstehst mich falsch.« Creohan seufzte.
»Hast du dir noch keine Gedanken darüber gemacht, wie wir in die Hände der braunen Krieger fielen und weshalb wir so weit entfernt von unserer Heimat sind?«

»O doch. Aber wir möchten unsere Besucher nicht durch Fragen belästigen.«

Wieder ein Mißverständnis. Aber Creohan war zu müde, um darauf einzugehen. Er erklärte in dünnen Worten, welche furchtbare Entdeckung ihn und Chalyth dazu getrieben hatte, sich auf Wanderschaft zu begeben.

»Das ist eine ernsthafte Angelegenheit«, sagte Liang-liang, als er fertig war. »Entschuldige, daß ich deine Worte anfangs falsch auslegte! Unser Anführer Kiong-binu soll die Neuigkeit sofort erfahren. Ich nehme an, daß er bereits morgen das Volk zusammenruft, um über die Sache zu diskutieren. Du kannst beruhigt schlafen — wir werden uns um alles kümmern.«

Sie verbeugte sich und ging. Creohan sah seine Gefährten an. »Nun?« fragte er. »Was glaubt ihr? Es scheint sich um ein nüchternes, entschlossenes Volk zu handeln. Ob sie die Katastrophe abwenden können?«

»Sie haben einen reichen Wissensschatz, auf den sie zurückgreifen können.« Hoo gähnte ausgiebig. »Mehr läßt sich im Augenblick noch nicht sagen.« Er drehte sich zur Seite und begann nach wenigen Sekunden zu schnarchen.

»Chalyth?« fragte Creohan und drehte sich um. Aber sie hatte das Kleid abgestreift und war ins Wasser gestiegen, um die Salzkrusten von ihrer Haut zu waschen. Creohan kam zu dem Schluß, daß es das Vernünftigste war, ihrem Beispiel zu folgen.

Der junge Mann, der sie schon am Vorabend mit Nahrung versorgt hatte, weckte sie und brachte ihnen Tabletts mit delikaten kleinen Pasteten. Kurz danach tauchte Liang-liang auf. Sie schien in dieser Nacht wenig geschlafen zu haben. Dennoch gab sie sich Mühe, die Gäste zu unterhalten, und plauderte während des Frühstücks über belanglose Dinge. Ihre Vorfahren entstammten einer Sippe von wandernden Sängern und Wahrsagern, die beschlossen hatten, sich in der Nähe der Geschichtsbäume für immer niederzulassen. Es war überliefert, daß sie im Innern der Geschichtsbäume ungezählte Skelette gefunden hatten, ein Beweis dafür, daß nicht nur in Creohans Heimatstadt die Visionen der Vergangenheit großen Schaden unter den Unwissenden angerichtet hatten. Nach dem Essen teilte ihnen Liang-liang mit, daß Kiong-binu sie zu sprechen wünschte, sobald sie sich von den Anstrengungen ihres Abenteuers erholt hatten. Sie beschlossen, der Einladung sofort Folge zu leisten, einmal, weil sie nicht unhöflich erscheinen wollten, und zum anderen, weil es sie brennend interessierte, ob dieses Volk tatsächlich in der Lage war, etwas gegen den Unheilsstern zu unternehmen.

Unterwegs fragte Creohan Liang-liang nach der sozialen Struktur ihrer Gemeinschaft aus. Er hatte beispielsweise bemerkt, daß etwa die Hälfte der Bürger lange blaue oder weiße Gewänder trugen, während die übrigen in kurzen Kitteln herumliefen.

»Die Gewänder«, erklärte Liang-liang, »zeigen an, in welcher Beziehung der einzelne zu dem großen Projekt steht, von dem ich gestern sprach. Die Träger der blauen Gewänder befinden sich noch in der Ausbildung. Sie lernen, wie man die Informationen aufnimmt, die der Baum des Wissens auf bestimmte Nervenreize hin liefert — aber das muß ich euch nicht erklären! Ihr kennt die Wirkungsweise dieser Bäume aus eigener Erfahrung. Die Träger der weißen Gewänder beschäftigen sich mit der Analyse und exakten Eingliederung des Informationsgutes. Alle übrigen könnten nackt gehen, aber sie wollen durch ihre Kittel zum Ausdruck bringen, daß sie das Projekt unterstützen.«

Ein so starres System war nicht ganz nach Creohans Geschmack, aber er unterdrückte seine Zweifel. »Und womit beschäftigen sich die Leute, die keine Arbeit beim Projekt finden?«

»Sie kümmern sich um die Alltagsdinge, die zu stumpf und monoton sind, als daß man sie Intellektuellen zumuten könnte.«

»Dann bedeutet es also eine unverdiente Ehre für uns, daß wir diese Gewänder tragen?«

»Keineswegs unverdient!« widersprach Liang-liang. »Wanderer wie ihr beschäftigen sich doch ständig mit

neuen Informationen. Zudem ging aus deinen gestrigen Worten klar hervor, daß du ein Wahrsager bist wie unsere Nomadenvorfahren. Aber lassen wir das! Da ist schon Kiong-binus Heim. Ich melde euch an.«

»Ein Wahrsager!« rief Creohan verwirrt. »Nein, ich...«

Aber Liang-liang hatte bereits das Haus betreten, und so schwieg er achselzuckend.

Kiong-binus Residenz erstreckte sich zwischen zwei Geschichtsbäumen, wie man die Pflanzenhäuser hier nannte. Sie war großzügig angelegt und enthielt ganz offensichtlich mehrere Räume. Fremdartige Symbole schmückten die Dachkanten. Creohan erinnerte sich, einige davon bei Historikern gesehen zu haben, aber die meisten waren ihm unbekannt und stammten wohl aus Epochen, die seinen Mitbürgern wenig bedeutet hatten.

Man ließ sie ein und brachte sie in einen niedrigen Saal. Kiong-binu thronte in einem mächtigen Sessel mit gepolsterten Armlehnen — entweder ein Requisit seiner großen Würde oder ein Zeichen seines hohen Alters. Die Besucher nahmen auf Schemeln zu seinen Füßen Platz, ebenso wie Liang-liang und zwei weitere Anwesende: ein Mann in mittleren Jahren, der als Neng-idu vorgestellt wurde, und ein junges Mädchen mit wachsamen Augen und einem verdrießlichen Gesichtsausdruck — Kiong-la, die Enkelin von Kiong-binu.

Kiong-binu erkundigte sich mit höflichen Floskeln nach ihrem Befinden und fragte, ob sie mit ihrem Quartier zufrieden seien. Liang-liang dolmetschte. Sie bedankten sich für die Gastfreundschaft, die man ihnen erwiesen

hatte, aber Kiong-binu winkte nur ab und kam sofort auf sein Hauptanliegen zu sprechen. Er beugte sich zu Creohan hinunter.

»Ich höre, du hast vorhergesagt, daß ein Stern vom Himmel fallen und unser großes Werk vernichten wird«, begann er. »Leider muß ich gestehen, daß uns die Kunst des Hellsehens verlorengegangen ist — vielleicht, weil wir so tief in der Vergangenheit schürfen. Aber natürlich sind wir von deinen Worten sehr betroffen und möchten gern Näheres erfahren.«

Creohan fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen und warf einen Blick auf seine Gefährten. Sie schienen ebenso enttäuscht wie er. Neng-idus Miene war ausdruckslos, als ginge ihn der drohende Weltuntergang nicht das geringste an. Nur in Kiong-las Augen glaubte er Interesse zu erkennen.

»Um es offen zu gestehen«, entgegnete er schließlich, »ich bin kein Wahrsager und kein Hellseher. Aber ich will versuchen, euch klarzumachen, woher ich mein Wissen über die Zukunft besitze.«

Damit begann ein Tag der Verzweiflung, wie er ihn noch nie erlebt hatte. Es war schlimmer als die quälende, von Selbstvorwürfen gezeichnete Zeit auf dem Boot der kleinen Krieger und schlimmer als die bittere Erfahrung, die er gemacht hatte, als er versuchte, in seinen Mitbürgern nur einen Funken von Anteilnahme zu wecken. Denn hier — abgesehen von der Ungeduld, die ihn erfaßte, wenn Liang-liang dolmetschte — hatte er das

schreckliche Gefühl, daß ein Abgrund klaffte zwischen dem, was er sagte, und dem, was seine Zuhörer, einschließlich Liang-liang, verstanden.

Es lag nicht etwa daran, daß sie die wahre Natur der Sterne verkannten; viele Kulturen, mit deren Errungenschaften diese Leute in Berührung gekommen waren, hatten gründliche Astronomiekenntnisse besessen, und wenn man Kiong-binu auch Worte wie ›Teleskop‹ des langen und breiten erklären mußte, so war er sich doch im klaren darüber, daß die Völker der Vergangenheit viel Wissen zusammengetragen hatten, ohne daß man heute wußte, durch welche Hilfsmittel es geschehen war. Auch lag es nicht daran, daß sie für den Augenblick lebten — eine Gemeinschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Menschheitsgeschichte zu ordnen und auszuwerten, konnte nicht so beschränkt sein. Vor allem zeigten sie Achtung vor der Begabung ihrer Ahnen, in die Zukunft zu sehen, und sie erkannten die fremden Besucher als gleichwertig an, obwohl sie sich nicht mit der Vergangenheit befaßten.

Aber sie verrieten keine Spur der Erregung, die Chalyth, Creohan und Hoo erfaßt hatte: für sie war die Lösung des Problems keine Mission. Sie diskutierten darüber, als handelte es sich um ein Ereignis, dessen Ausgang schon seit Jahrtausenden feststand.

Kiong-la schien als einzige die Bedeutung seiner Worte zu spüren; aber sie mischte sich selten in das Gespräch, und aus gelegentlichen Bemerkungen der anderen schloß er, daß sie hier nur geduldet war. Vermutlich hatte sie

ihren Großvater so lange gedrängt, bis er sie am Empfang der fremden Gäste teilnehmen ließ.

Die Zeit verrann; gegen Mittag wurden Erfrischungen gereicht; dann ging das Gespräch mit entnervender Zähigkeit weiter. Immer wieder kaute man Bemerkungen durch, die bereits früher gefallen waren, um ganz sicherzugehen, daß Worte wie ›Teleskop‹, ›Stern‹, ›Jahre‹, oder ›Kollision‹ genau die gleiche Bedeutung hatten wie in den verschiedenen Kulturen der Vergangenheit. Creohans Stimmung wurde immer gereizter; aber als er Kiong-la ansah, schüttelte sie unmerklich den Kopf als wollte sie ihn warnen.

Hoo hingegen verlor die Geduld. Als sich die Gespräche immer langsamer dahinschleppten, meldete er sich zu Wort. Seine Stimme klang höflich, aber seine Miene wirkte starr.

»Frag bitte Kiong-binu, ob er Creohans Worte als Wahrheit akzeptiert«, sagte er zu Liang-liang, »und wenn ja, was er zu tun gedenkt.«

Liang-liang warf ihm einen verwirrten Blick zu. »Tun?« wiederholte sie, als sei das Wort obszön. Mit einem Mal dämmerte Creohan die Wahrheit. Er spürte einen bitteren Geschmack im Mund.

»Ja«, warf Chalyth ein, »was will er tun?«

»Aber das habe ich euch doch erklärt«, entgegnete Liang-liang mit einem geduldigen Seufzer. »Wir werden eine Versammlung des Volkes einberufen und die Angelegenheit von allen Seiten gründlich beleuchten.«

»Sonst nichts?« fragte Chalyth.

»Aber...« Liang-liang schien ratlos. »Welche Möglichkeiten gibt es denn sonst noch?«

»Wir wissen es nicht«, sagte Hoo. »Aber vielleicht hat jemand von euch einen Vorschlag.«

»Das bleibt abzuwarten«, sagte Liang-liang erleichtert. »Ja, es liegt durchaus im Bereich des Denkbaren, daß jemand von uns auf die notwendigen Informationen stößt. Dann sind wir natürlich gern bereit, sie mit euch zu teilen. Wissen gehört allen — das ist das Prinzip unserer Gemeinschaft.«

Hoo, Chalyth und Creohan sahen einander an. »Und weiter geht euer Ehrgeiz nicht?« fragte Creohan schließlich.

»Ihr habt uns Wissen übermittelt; wir werden euch Wissen übermitteln, sobald wir die richtigen Informationen besitzen.«

Hier schaltete sich Kiong-binu ein, und Liang-liang übersetzte das Gespräch, das sie mit den drei Besuchern geführt hatte. Als sie fertig war, fuhr Chalyth ungeduldig fort: »Und werdet ihr nach diesem Wissen auch handeln?«

Liang-liang schien bis ins Mark erschüttert. Sie richtete sich steif auf. »Handeln?« wiederholte sie.

»Natürlich! Es muß doch etwas getan werden, um...«

»Du verlangst doch nicht, daß wir unsere Hände mit gemeiner Arbeit beschmutzen?«

»Aber wenn...«

»Kein Aber!« unterbrach Liang-liang sie scharf. »Ich fürchte, ihr mißbraucht das Gastrecht. Erstens wollt ihr

uns noch vor der Volksversammlung zu euren Gunsten beeinflussen. Zweitens fordert ihr von uns manuelle Arbeit! Drittens, falls ich Punkt Zwei mißverstanden habe, verlangt ihr, daß unsere Gemeinen für euch Arbeit verrichten. Das kommt nicht in Frage. Wir sind eine kleine Gemeinschaft und können niemanden entbehren.«

Creohan war wie betäubt. »Aber die Arbeit kommt doch nicht uns zugute! Wir wollen die ganze Welt retten, auch euer Volk! Falls es dazu eine Möglichkeit gibt, muß uns Kiong-binu doch...«

»Genug!« schrie Liang-liang ihn an. »Es hat keinen Sinn, die Diskussion fortzusetzen. Ich war immer der Meinung, daß solche Dinge der barbarischen Vergangenheit angehörten. Gelehrte sollen sich die Hände schmutzig machen — pfui, wie obszön!«

Sie sprang auf und überschüttete Kiong-binu und Neng-idu mit einem heftigen Wortschwall. Die Mienen der beiden verwandelten sich zu Stein. Sie verbeugten sich eisig und verließen den Saal. Liang-liang folgte ihnen hocherhobenen Hauptes. Nur Kiong-la blieb zurück.

Creohan blieb reglos sitzen. Eine tiefe Verzweiflung hatte ihn erfaßt. Als er sich schließlich müde erhob, merkte er, daß Kiong-la ihn anlächelte.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte sie. »Mein Großvater ist erzkonservativ. Er läuft sein Leben lang mit Scheuklappen durch die Welt und umgibt sich natürlich nur mit Leuten, die seine Engstirnigkeit teilen. Aber wir sind nicht alle so. Mein Freund Paro-mni zum Beispiel versteht es ausgezeichnet, die Gemüter des Volkes zu

bewegen. Ihr werdet sein Talent in der Versammlung erleben. Und wie gesagt: Macht euch keine Sorgen!«

Sie lächelte ihm verschmitzt zu und ging.

»Ich kann diese Menschen nicht begreifen«, murmelte Hoo zum wiederholten Male, und Creohan seufzte.

»Du weißt, wie ich die Sache sehe. Meiner Meinung nach haben sie sich seit so vielen Generationen in das Studium der Vergangenheit verrannt, daß sie jedes Gefühl für die Notwendigkeit der Gegenwart verloren. Sie wissen nicht, daß manchmal Veränderungen erforderlich sind. Die braunen Krieger verjagten sie, weil es ihre Vorfahren bereits getan hatten, aber angesichts einer völlig neuen Situation sind sie hilflos. Sie stecken sozusagen den Kopf in den Sand und hoffen, daß das Übel vorübergehen wird. Es muß sie eine große Überwindung gekostet haben, diese Versammlung einzuberufen.«

»Was auch dabei herauskommen mag«, sagte Chalyth, »ich glaube nicht, daß sie uns mit Taten beistehen werden.«

»Nein, das vermutlich nicht. Aber wie Hoo am Abend unserer Ankunft feststellte, besitzen sie einen ungeheuren Wissensschatz. Auch wenn sie uns nicht selbst unterstützen, aus Angst, sich ›die Hände schmutzig zu machen‹, so könnten sie uns doch vielleicht den Weg zu einem anderen Volk weisen, das weniger zimperlich ist.«

»Natürlich!« Chalyth strahlte. »Daran hatte ich nicht gedacht.«

»Nun, wir werden bald mehr wissen«, murmelte Hoo.
»Da kommt Kiong-binu.«

Sie hatten auf einer Holzplattform in der Mitte eines kleinen, natürlichen Amphitheaters Platz genommen, das nicht weit vom Zentrum der Stadt entfernt lag. Auf den sanft ansteigenden Hängen machten es sich zwei- bis dreitausend Leute in den blauen oder weißen Gewändern der Geschichtsforscher bequem. Die jüngeren saßen im weichen Gras, die älteren hatten Faltstühle oder aufblasbare Kissen mitgebracht. Holzgestänge mit Segeltuchbespannung schützten sie vor der Sonne. Die Gemeinen durften ebenfalls an der Versammlung teilnehmen, wenn es ihre Arbeit gerade zuließ, aber sie besaßen kein Mitspracherecht. Sie säumten den oberen Rand des Amphitheaters, deutlich zu erkennen an ihren ausgefransten Kitteln.

Das Leben dieser Menschen hatte etwas erfreulich Einfaches und Direktes an sich. Aber Creohan spürte Angst, tödliche Angst.. Ihre Kultur war zu unbeweglich, und Molichant hatte ihm immer wieder gepredigt, daß es nur ein Los für eine erstarrte Gesellschaftsstruktur gab: die Zersplitterung.

Nun nahm Kiong-binu seinen Platz auf einem erhöhten Podest ein. Er nickte den drei Wanderern kühl zu. Liang-liang und Neng-idu begleiteten ihn, und ihre Mienen waren noch abweisender. Liang-liang hatte zwar veranlaßt, daß sie zurück zu ihrem Quartier gebracht und mit Essen versorgt wurden, aber sie selbst war ihnen aus

dem Wege gegangen. Sie hatten gehofft, daß Kiong-la kommen und ihnen den jungen Mann vorstellen würde, der angeblich das Volk so stark beeinflussen konnte, aber sie hatte sich nicht gezeigt.

Keiner von ihnen machte sich Illusionen über den Ausgang der Versammlung. Creohan betrachtete forschend die Menge. Nirgends entdeckte er Kiong-la. Offenbar saß sie weit weg von ihm, und aus einiger Entfernung wirkten die Gesichter der goldhäutigen Leute für ihn alle gleich.

Die Diskussion begann mit einer langen, ausführlichen Ansprache Kiong-binus. Seine Stimme war nicht laut, aber weittragend; Creohan vermutete, daß er automatisch die richtige Stärke traf, da er seine Reden schon seit Jahrzehnten in diesem Amphitheater hielt. Er wandte sich in seiner Muttersprache an das Volk, aber Liang-liang hatte in der Nähe der drei Besucher Platz genommen und dolmetschte mit ausdrucksloser Stimme. Creohan kam flüchtig der Gedanke, ob sie die Worte des Anführers richtig wiedergab, aber dann sagte er sich, daß Ehrlichkeit ein Grundzug dieses Volkes war.

Abgesehen davon, daß Kiong-binu ihn als Hellseher bezeichnete — offenbar gab es keinen anderen Ausdruck für Menschen, die Vorhersagen über die Zukunft trafen —, war seine Zusammenfassung fair und richtig. Er schilderte die Ankunft der Fremden, erzählte von dem drohenden Stern und wiederholte, was Creohan über seine verheerenden Auswirkungen gesagt hatte.

Danach befaßten sich eine Reihe von Rednern mit Einzelpunkten; offensichtlich handelte es sich um Experten bestimmter Geschichtsepochen, die dem Volk Geräte wie das Teleskop oder interstellare Entfernungsbegiffe erläuterten.

Das klang alles sehr ruhig und vernünftig, und Creohan schöpfte wieder Hoffnung.

Es kam eine einstündige Pause, in der die Zuhörer untereinander diskutierten. Dann wandte sich Kiong-binu höflich an die Gäste, um ihnen das Wort zu erteilen. Creohan erhob sich nervös. Die Dolmetscher, die seine Rede übertragen sollten, beugten sich angespannt vor.

»Als wir aufbrachen«, begann er, »hatten wir nichts anderes im Sinn, als Gefährten zu finden, die mit uns über das bevorstehende Ende der Welt trauerten. Aber unterwegs kam uns immer deutlicher zu Bewußtsein, wie sinnlos das ist. Wir beschlossen, zu handeln und die Katastrophe in irgendeiner Weise abzuwenden. Wir wissen nicht, ob es zu einer früheren Epoche Menschen gab, die Gestirne von ihrer vorgezeichneten Bahn abbringen konnten, aber mir scheint, daß ihr uns bei den Nachforschungen helfen könnetet, denn ihr habt euch gründlicher mit der Vergangenheit befaßt als jedes andere Volk.«

Er machte eine Pause, während die Dolmetscher seine Worte übersetzten. Bevor er weitersprechen konnte, rief jemand: »Er hat recht! Wir müssen etwas unternehmen. Kiong-binu, ich bitte ums Wort.«

Der Anführer runzelte die Stirn. »Es ziemt sich nicht, andere Redner zu unterbrechen, Paro-mni!«

Creohan atmete erleichtert auf, als er den Namen hörte. »Er soll ruhig sprechen«, warf er hastig ein.

»Also gut.« Kiong-binu zuckte mit den Schultern.

Paro-mni richtete sich auf. Er war ein hochgewachsener Mann mit wirren dunklen Locken, die er sich ständig aus der Stirn strich. In seiner Nähe entdeckte Creohan Kiong-la.

»Freunde, wir alle haben unser Leben einem großen Ziel gewidmet — der Untersuchung und Deutung der Menschheitsgeschichte. Hört mich an! Wenn diese Katastrophe tatsächlich eintrifft, war unsere Arbeit sinnlos. Deshalb müssen wir für kurze Zeit unser Projekt im Stich lassen. Wir müssen das nötige Wissen zusammentragen, auswerten und...«

Eine Flut von empörten Ausrufen unterbrach ihn. Liang-liang übersetzte einige davon: »Wir dürfen uns nicht so herabwürdigen! Wir können unsere Kinder nicht zu Sklavenarbeit verurteilen!«

Creohan starnte die Menge bestürzt an. Hatten die Leute den Verstand verloren?

»Darf ich Paro-mni antworten?« fragte Neng-idu milde und erhob sich, als Kiong-binu nickte.

»Ganz im Gegenteil, Paro-mni!« rief er. »Meiner Ansicht nach ist hier eine unerbittliche Schicksalsmacht am Werk. In den zweihundertachtundachtzig Jahren, die uns noch verbleiben, werden wir unser Projekt gerade beenden können. Das führt zu einer ganz logischen

Folgerung: Sobald die Analyse der Menschheitsgeschichte abgeschlossen ist, hat unsere Rasse ihren Daseinszweck erfüllt. Wir dürfen keinen Schritt von unserem Weg abweichen. Wir müssen die glorreiche Aufgabe, die wir uns gestellt haben, zu Ende führen. Was danach kommt, ist unwichtig.«

Die Zuhörer nickten beifällig. Hoo stöhnte, und Chalyth umklammerte Creohans Arm so heftig, daß er zusammenzuckte.

Paro-mni war während dieses Zwischenspiels aufrecht stehengeblieben. Nun wartete er, bis sich die Erregung gelegt hatte, und sagte: »Kiong-binu, ich war mit meinen Ausführungen noch nicht am Ende angelangt. Darf ich jetzt fortfahren?«

Kiong-binu nickte widerwillig.

»Ich lehne Neng-idus Folgerungen ab! Unsere Beschäftigung mit der Geschichte hat uns gelehrt, daß die sogenannte unerbittliche Schicksalsmacht keine andere Ursache hat als die menschliche Schwäche. Wollt ihr euch wirklich mit Resignation begnügen? Ihr wehrt euch dagegen, eure Kinder zur ›Sklavenarbeit‹ zu verurteilen, aber ihr könnet seelenruhig zusehen, wie sie lebendigen Leibes verbrennen? Schämt ihr euch nicht vor den drei Fremden, die weder unser Wissen noch unsere Macht besitzen und doch mit aller Entschlossenheit nach einem Ausweg suchen?«

Er strich sich das Haar aus der Stirn und nahm wieder Platz. Ein Sturm brach los. Kiong-binu sah hilflos zu, wie die Meinungen aufeinanderprallten. Der erbitterte Streit

dauerte so lange, daß Liang-liang es schließlich aufgab, für die Fremden zu dolmetschen. Allmählich beruhigten sich die Gemüter. Und genau im psychologisch richtigen Moment meldete sich Kiong-la zu Wort.

»Ich schlage einen Kompromiß vor«, sagte sie zu ihrem Großvater. »Willst du ihn hören?«

»Bitte.« Der alte Mann zuckte mit den Schultern.

»Es haben sich Meinungsverschiedenheiten ergeben, die sich in einer einzigen Versammlung nicht beheben lassen. Ein tiefer Spalt geht durch unsere Gemeinschaft und trennt sie in zwei Lager. Die eine Gruppe möchte den Fremden helfen, die andere hat Angst davor, mit der alten Tradition zu brechen. Warum lassen wir nicht jeden frei nach seinem Gewissen entscheiden?«

Knisterndes Schweigen folgte ihren Worten. Erst nach geraumer Zeit nickten die Zuhörer. Kiong-binu erklärte, daß es wohl im Augenblick keine bessere Lösung gäbe, und hob die Versammlung auf.

Kaum waren Kiong-binu und Neng-idu gegangen, als Paro-mni und Kiong-la die hölzerne Plattform betraten. Die drei Wanderer zitterten noch vor unterdrückter Wut.

»Nun?« rief Paro-mni ihnen entgegen. »Was haltet ihr von unseren prachtvollen Mitbürgern?«

Hoo konnte sich nicht länger beherrschen. »In ihrem eigenen Saft sollte man diese Schwachköpfe schmoren lassen! Sie sind es nicht wert, daß man einen Finger für sie röhrt. Was glauben sie denn? Daß man einen Stern mit Schattenspielen in die Flucht schlagen kann — wie die kleinen Wilden?«

»Ich kann deine Gefühle verstehen«, versicherte ihm Paro-mni.

»Immerhin, einen kleinen Erfolg haben wir errungen«, warf Kiong-la ein. »Großvater und dieser Einfaltspinsel Neng-idu sind völlig aus den Fugen geraten. Arrogantes Gewäsch! Nicht einmal die Gerynts wagten es, ihre Arbeit als den Höhepunkt menschlichen Strebens zu bezeichnen!«

»Aber was bringt uns der Kompromiß nun?« fragte Chalyth schüchtern. »Ich war so verwirrt, daß ich gar nicht mehr richtig mitdenken konnte...«

»Ihr habt freien Zutritt zu all unseren Geschichtsbäumen«, erklärte Paro-mni. »Die Forscher, die auf unserer Seite stehen, werden euch helfen, die Informationen zu suchen, die ihr für wichtig haltet. Natürlich ist das erst der Anfang. Wir haben kaum ein Dutzend Anhänger — und das reicht bei weitem nicht aus, um ein solches Mammutproblem zu lösen.«

Creohan erinnerte sich mit Schrecken an den Tag, als er Glyre im Haus der Geschichte aufgesucht hatte. »Müssen wir etwa selbst in die Vergangenheit eindringen?« fragte er bestürzt.

»Wir werden euch darauf vorbereiten.« Paro-mni zuckte mit den Schultern. »Es erfordert große Disziplin, die Erinnerungen aufzunehmen, die ein Baum der Geschichte vermittelt. Aber ihr könnt mit unserer vollen Unterstützung rechnen.«

»Noch eine Frage«, warf Hoo ein. »Angenommen, wir entdecken eine Möglichkeit, das Unheil abzuwehren, das

auf uns zukommt. Gibt es dann überhaupt eine Gruppe von Menschen, die bereit ist, uns bei diesem Unterfangen aktiv zu helfen? Die uns mit Rat und Tat zur Seite steht?«

»Habt ihr auf eurer Wanderschaft nirgends Verbündete gefunden?« entgegnete Kiong-la.

»Wären wir dann hier?« fragte Hoo ruhig.

»Nein, vermutlich nicht.« Kiong-la senkte den Blick. »Ich muß euch enttäuschen. Zumindest hier an der Küste werdet ihr keine Helfer finden. Im Süden liegt eine riesige Insel, auf der nur Wilde und furchterweckende Bestien leben. Aber das Hinterland im Westen beherbergte früher einmal viele berühmte Kulturen. Es ist möglich, daß irgendwo... doch wozu zerbrechen wir uns jetzt den Kopf darüber? Zuerst müssen wir einmal feststellen, ob sich das Unheil abwenden läßt.«

Creohan nickte düster.

Zu Creohans unendlicher Erleichterung unterschieden sich die Bäume der Geschichte erheblich von den Exemplaren, die er in seiner Heimatstadt kennengelernt hatte — vielleicht, weil sie bereits seit Jahrhunderten einem völlig anderen Zweck dienten. Paro-mni und Kiong-la hatten sie durch Tests und Übungen gründlich vorbereitet; dennoch war Creohan unsicher, als er sich zum erstenmal in einen der Geschichtsbäume wagte. Die Angst verlor sich jedoch sofort, als er entdeckte, daß hier sein Bewußtsein nicht hilflos in den Strudel der Vergangenheitsvisionen gezogen wurde. Er begann sogar etwas von der Faszination zu spüren, die Molichant ihm

vergeblich näherzubringen versucht hatte. Aber er hielt sich immer wieder die Dringlichkeit ihrer Aufgabe vor Augen und widerstand der Verlockung.

Auch Chalyth war begeistert von den ungezählten Korridoren der Vergangenheit, die sich vor ihr auftaten, aber sie hatte ihr Leben lang mit beiden Beinen in der Wirklichkeit gestanden und zeigte sich immun gegen die Besessenheit der Historiker. Hoos Reaktion auf die Visionen früherer Epochen war vor allem Bitterkeit. Er konnte nicht vergessen, daß sein Volk am Totpunkt einer Entwicklung angelangt war, ohne etwas davon zu ahnen.

Er war sich jedoch auch im klaren darüber, daß es keinen Sinn hatte, sie aus ihrem gewohnten Leben zu reißen. Das wäre einem Todesurteil gleichgekommen. Nur die Zeit konnte dieses Problem lösen. Creohan und Chalyth respektierten seinen Schmerz und erwähnten weder seine Familie noch Madal, die vielleicht gerade noch rechtzeitig in den engen Talkessel gekommen war, um die kleine Gruppe vor dem sicheren Untergang zu retten.

So begann nach vielen Tagen der Vorbereitung die bisher gründlichste Untersuchung der Vergangenheit. Von ihrem Ergebnis hing das Schicksal der Menschheit ab.

Die Kulturen der früheren Epochen zogen an ihnen vorbei. Vor den Lymariern hatten die Glorreichen Gerynts gelebt, ein Volk, das Individualisten gewaltsam ausmerzte. Noch früher herrschten die Lucothiden und

die Pretaskaner, die beinahe den ganzen Planeten unter sich aufgeteilt hatten. Die zapften den Wärmezyklus der Atmosphäre an und leiteten die Energie ihren gigantischen schwimmenden Städten zu. Zu dieser Zeit hatten Chalyths Freunde, die Unterwassergeschöpfe, ihre erste Bekanntschaft mit den Menschen gemacht.

Vor ihnen wiederum kamen die Tymoletri und die Gwams und die Tridwelions, Kulturen wie tausend andere und doch einzig in ihrer Art. Die Minogovaristo hatten die Wolken über mehreren Kontinenten zusammengezogen, um einen Hintergrund für ihre Schattenspiele zu bekommen. Aber auch sie drangen trotz ihrer hochentwickelten Wissenschaften nicht bis in den Raum vor.

Dann waren die Dos zu nennen, die Glygly und die Ngotor. Die Chatriks überwanden die Schwerkraft der Erde, aber sie begnügten sich damit, mutierte Flechten auf dem nun verschwundenen Mond anzupflanzen. Die Dinger wucherten schließlich und verwandelten die gesamte Substanz des Erdtrabanten in organische Materie. Nur ein feiner Nebel aus winzigen Partikeln blieb übrig. Ebenso hatten sie auf den Wüstenebenen von Mars unbewohnbare Pyramidenhäuser oder -tempel errichtet. Niemand konnte sich vorstellen, welchen Zweck sie erfüllen sollten. Nein, dieses Volk war nicht dazu fähig, einen Stern von seiner Bahn abzubringen...

Ein halbes Jahr verging. Creohan, Hoo und Chalyth hatten jedes Zeitgefühl verloren. Sie bewegten sich nun ebenso geschickt wie Paro-mni und Kiong-la zwischen

den Epochen der Vergangenheit, übersprangen Jahrhunderte, forschten hier nach und dort und wandten sich neuen Kulturen zu, wenn sie keinen Schlüssel für ihr Problem fanden.

Vor den Chatrik kamen die Pledowzi. Sie litten unter den Plünderungen einer Eidechsenrasse, die ihre Meeresheimat aufgegeben hatte und nun die Landgebiete für sich zu erobern versuchte. Fünfhundert Jahre lang arbeiteten die Pledowzi selbstlos daran, für diese Rasse auf Venus die günstigsten Lebensbedingungen zu schaffen. Dann wurden die Feinde zwangsweise in Schiffe verladen und deportiert. Eine Möglichkeit? Die fünf Gefährten studierten die Epoche gründlich und kamen nach einer Woche zu dem Schluß, daß auch die Pledowzi nicht wußten, wie man den Kurs eines Gestirns veränderte.

Immer tiefer ging es in die Vergangenheit, zu den Kinkakahs, den Dwyge, den Combara Comita, den Thnab — winzige Völker, die nichts außer ein paar Legenden und einigen verfallenen Bauwerken hinterlassen hatten. Es kamen die Umftiti, die mit Pflanzen Wunderdinge vollbringen konnten; von ihnen stammten die Häuser in Creohans Heimatstadt. Ihre Begabung schien intuitiv zu sein, denn sie hinterließen keine Aufzeichnungen, und so standen die Haine mit den Pflanzenhäusern neunundzwanzigtausend Jahre unbenutzt da — bis man zur Zeit des Wiederaufschwungs ihren eigentlichen Zweck entdeckte.

Die Umftiti hatten auch die Bäume der Geschichte entwickelt. Aber ihre Nachfolger, die Thnab, kümmerten sich nicht darum, und sie gerieten in Vergessenheit wie alle Errungenschaften jenes Volkes.

Je weiter sie in die Vergangenheit vordrangen, desto deutlicher zeichnete sich ein Schema ab: Einem Maschinenzeitalter folgte in der Regel eine Ära, in der man sich mit lebender Materie beschäftigte. Reichten dann die Kenntnisse so weit, daß man mit Menschen selbst experimentieren konnte, kam es bald zu Blutvergießen, und das wiederum führte zu einer Rückkehr der Technik. Natürlich gab es Unstetigkeiten in dieser Entwicklung; manchmal wirkte sich der Zusammenbruch einer biologischen Kultur auf zwei, drei oder noch mehr nachfolgende Epochen aus. Aber die große Linie stimmte. Unter den Lucothiden und Pretaskanern war es sogar zu einer Vereinigung der beiden Richtungen gekommen, doch es dauerte nicht lange, bis ein erbitterter Kampf um die Vorherrschaft einsetzte, der schließlich beide Völker zugrunde richtete.

Creohan und seine Gefährten begannen zu verzweifeln. Sie übersprangen immer größere Perioden. Aber sie stießen auch auf echte Lücken — Zeitalter, in denen offenbar ganze Kontinente unbewohnt gewesen waren. Sie ließen sich dadurch nicht beirren. Sie wußten, daß der Schlüssel ihres Problems nur in einer technisch orientierten Kultur zu finden war, und diese Kulturen hatten in der Regel mehr als einem Kontinent ihren Stempel aufgeprägt.

Fünfzigtausend Jahre in der Vergangenheit stießen sie auf die Muve, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Merkurs Umlaufbahn zu ändern, um ihrem despotischen Herrscher eine ungünstige astrologische Konjunktion zu ersparen. Das klang schon besser! Leider hatten die Muve versagt, und der Mißerfolg führte zu einem grausamen Krieg, in dessen Verlauf Vulkane ausbrachen und Inseln versanken.

Sie eilten weiter zur nächsten Epoche. Die Erinnerungen wurden jetzt schwach. Viele Strömungen überlagerten sich. Ein paar Kulturen ragten auch jetzt noch heraus: Die Cursiles, die Lomril und die Slarf. Sie alle hatten versucht, zu den Sternen zu gelangen, aber ihre Raumfahrtunternehmen waren in den Anfängen steckengeblieben.

Ein Jahr verging, und eines Tages erklärte Paro-mni beim Abendessen: »So geht es nicht weiter. Allmählich sind die Daten der Frühzeit so ineinander verflochten, daß die Bemühungen eines ganzen Volkes nicht ausreichen würden, um sie zu entwirren. Dieses Problem hatten wir nicht vorhergesehen.«

»Wie sollten wir auch?« entgegnete Kiong-la. »Unsere Leute sind mit ihren Nachforschungen in tausend Jahren nur bis zum Reich der Lymarier vorgestoßen. Wir hingegen haben bereits siebzig- bis achtzigtausend Jahre überbrückt.«

»Zugegeben. Aber das hilft uns nichts. Die Zivilisationen, die vielleicht den Schlüssel zu unserem

Problem besitzen, liegen wie in einem dichten Nebel verborgen.«

»Warum nur sie und niemand nach ihnen?« fragte Hoo. »Man könnte fast meinen, daß es einst einen — einen bestimmten Menschenschlag gab, für den die Sterne eine Herausforderung bedeuteten. Dieser Menschenschlag starb aus, und seitdem begnügt sich unsere Rasse damit, auf einem einzigen Planeten zu leben.«

»Nein«, widersprach Creohan heftig. »Der Drang zu den Sternen ist geblieben. Und irgendwo auf der Erde gibt es sicher eine Handvoll Menschen, die versuchen, die Schwerkraft zu überwinden und ins Universum vorzudringen. Es können sich nicht alle mit der Vergangenheit beschäftigen, und es können nicht alle degenerierte Wilde sein wie die braunhäutigen kleinen Krieger.«

»Wie lange leben die Bäume der Geschichte eigentlich?« warf Hoo ein, und Paro-mni schreckte aus seinen Gedanken.

»Nun, das läßt sich nicht abschätzen. Wir wissen nur, daß die Umftiti vor neunundzwanzigtausend Jahren die ersten Haine pflanzten und daß die Bäume seitdem nicht ausgestorben sind. Allerdings gibt es keine Aufzeichnungen über den Wachstumsverlauf.«

»Dann kehren wir doch zur Umftiti-Epoche zurück«, schlug Hoo vor. »Es ist doch möglich, daß ein Mensch der damaligen Zeit einen Baum der Geschichte betrat und in die Vergangenheit blickte — ohne den Ballast von

dreißigtausend zusätzlichen Jahren. Wenn wir seine Visionen aufspüren können...«

Die Gefährten sahen einander an und lachten befreit. Die endgültige Niederlage war noch einmal abgewendet.

Es hatte tatsächlich so einen Mann gegeben. Sein Name war unaussprechlich — er bestand in der Hauptsache aus einem Zungenschnalzen und einer Grimasse — und auch seine Lebensgewohnheiten gaben den Betrachtern Rätsel auf. Er diente einem Tiergott als Priester, und obwohl zu seiner Zeit die Visionen in den Bäumen der Geschichte als Einflüsterungen böser Geister galten, glaubte er doch, daß sie Wahrheit über die Vergangenheit vermittelten.

Er beobachtete die Cursiles und die Lomril und die Slarf und noch viele andere. Die Slarf hatten einen Weg zu den Sternen gefunden, aber das Ziel ihrer Reise war nur die Klärung der Frage, ob die Sterne tatsächlich Sonnen waren, wie es die Legenden behaupteten. Sobald sich das bestätigt hatte, war ihre Neugier befriedigt, und sie wandten sich anderen Dingen zu.

Es handelte sich um eine merkwürdige Epoche, voll von Überlieferungen. Der Gehilfe eines Dorfsmieds beispielsweise war oft zu einfältig, um bis drei zu zählen, aber er konnte an einem einzigen Tag einen Reaktor bauen, der ein ganzes Haus mit Wärme und Licht versorgte. Der Ärmste der Armen schlief behaglich und trocken in der halbmondförmigen Durchdringungsfläche einer konvexen und einer konkaven Luftsicht, während der Regen gegen sein Dach trommelte oder Eiszapfen von den Simsen hingen. Ein Jüngling, der seine

Angebetete verlassen mußte, schenkte ihr zur Erinnerung eine Sprechpuppe, die mit seiner Stimme Liebesworte flüsterte.

Visionen solcher und ähnlicher Dinge übermittelten den Suchenden neue Kraft. Sie fragten sich, welche einzigartige Kultur diese Wunder hervorgebracht hatte. Die Muve konnten es nicht gewesen sein, denn das theoretische Wissen ging schon längst vor ihrem Aufstieg verloren. Auch die Cursiles kamen nicht in Frage, obwohl es zu ihrer Zeit noch durchaus üblich war, daß kleine Städte ihre eigenen Raumschiffe bauten, die Erze vom Mond holten.

Doch so tief sie auch schürften, nirgends stießen sie auf den Ursprung dieser Wunder. Fast schien es, als sollte Hoo recht behalten: ein Menschenschlag hatte den Raum erobert und war dann spurlos verschwunden. Weshalb? Hatte sich der prickelnde Reiz des Neuen verloren? Gewiß, aber das erklärte nicht die völlige Gleichgültigkeit gegenüber der Technik.

Wieder wurden die Visionen verschwommen. Es zeigte sich zudem, daß jener Priester der Umftiti-Epoche die Vergangenheit nur verzerrt wiedergeben konnte, weil ihm die theoretischen Kenntnisse fehlten. Ein neuer Engpaß tauchte auf.

Aber Creohan und seine Gefährten gaben nicht so rasch auf. Denn sie hatten im Laufe ihrer Nachforschungen einen kleinen Hinweis auf den Ursprung jenes hochbegabten Raumfahrervolkes erhalten. Da gab es einen Berg, einen hohen, unzulänglichen Berg, um den

sich zahllose Legenden rankten. Die Überlieferung berichtete, daß der Aufbruch zu den Sternen nur dann erfolgreich sein konnte, wenn die Schiffe diesen Berg als Ausgangsbasis benutzten. So fest war dieser Glaube in den späteren Epochen verankert, daß man den Startplatz auch nicht aufgab, als mehrere Raumschiffe an den umliegenden Bergen zerschellten. Man machte sich vielmehr daran, die Gipfel in der Nähe des Berges abzutragen; die Druckverschiebung führte dann zu Rissen in der Erdkruste. Magma floß aus, und Vulkane bildeten sich, und in der Slarf-Ära vergaß man die Tradition schließlich.

Man vergaß sie, bis jener Priester aus der Umfttiti-Epoche sie wieder aufgriff. Obwohl die Technik seiner Zeit auf Rad und Hebel beschränkt war, übten die alten Legenden einen unwiderstehlichen Bann auf ihn aus. Er verließ sein Volk und wanderte nach Westen, um den geheimnisvollen Berg zu suchen. Vermutlich war er irgendwo fern jeder Zivilisation gestorben, denn so sehr sie sich bemühten, sie entdeckten nirgends einen Hinweis auf sein weiteres Schicksal.

Der Entschluß, den Spuren dieses Mannes zu folgen, keimte wohl gleichzeitig in den fünf Freunden auf, aber keiner wagte darüber zu sprechen. Als dann doch die Rede darauf kam, stellten sie mit Erleichterung fest, daß sie alle einer Meinung waren.

»Es bleibt uns keine andere Wahl«, versuchte Paro-mni den Entschluß zu begründen. »Wir haben die Vergangenheit gründlicher als je ein Historiker

durchforscht und sind an einem Punkt angelangt, wo uns die Bäume der Geschichte nicht mehr weiterhelfen. Deshalb müssen wir einen neuen Weg einschlagen. Seid ihr einverstanden?«

»Ja«, erwiderte Creohan, »obwohl ich mich nicht der Hoffnung hingebe, daß ein Besuch jenes Berges unser Problem lösen wird. Aber es hat auch keinen Sinn, hierzubleiben und Schemen nachzujagen.«

»Dann spreche ich morgen mit Großvater«, sagte Kiong-la. »Ich glaube, er läßt uns nur allzu gern ziehen.«

Hoo nickte. »Auch die anderen werden froh darüber sein. Sie wollen nicht daran denken, daß die Erde vom Untergang bedroht ist, und solange wir hier sind, werden sie ständig daran erinnert.«

Und so machten sie am folgenden Tag Kiong-binu ihre Aufwartung. Neng-idu und Liang-liang befanden sich wie immer in Begleitung des Herrschers. Kiong-la hatte nur zum Teil richtig vermutet. Der alte Mann freute sich sichtlich darüber, seine Gäste scheiden zu sehen. Aber als er erfuhr, daß seine Enkelin sie begleiten wollte, verriet er Bestürzung.

»Bist du wirklich fest entschlossen, Kind?« rief er.

»Ja«, erwiderte sie ruhig.

»Aber worin liegt denn der Sinn dieser Reise?« drängte der alte Mann. »Glaubst du im Ernst, daß ihr unterwegs auf ein Volk von Naturwissenschaftlern stoßen werdet? Und daß es diesen Leuten in zweihundert Jahren gelingen kann, einen Stern aus seiner Bahn abzulenken?«

»Wenn wir hier bleiben, erreichen wir noch weniger«, sagte Kiong-la hart.

»Und was ist, wenn ihr tatsächlich jenen sagenhaften Berg erreicht? Was wollt ihr dann tun? Die Vergangenheit wieder lebendig machen?«

Kiong-la zuckte mit den Schultern. »Jemand muß das scheinbar Unmögliche wagen. Wir sind es der Erde schuldig.«

»Das scheinbar Unmögliche? Während eurer Suche ist der Winter gekommen und wieder gegangen; und ihr besitzt immer noch nicht die Informationen, nach denen ihr geforscht habt?«

»Leider nein«, gab Kiong-la zu, und Neng-idu lächelte verächtlich.

»Ich wußte von Anfang an, daß sie keinen Erfolg haben würden.

Und nun suchen sie nach einem Volk von Maschinenbauern. Was nützt es ihnen, wenn nirgends in der Vergangenheit die Techniken beschrieben sind, die man zur Lösung des Problems benötigt?«

»Vermutlich hat sich dieses Problem in der Vergangenheit noch nie gestellt«, fuhr Creohan auf. »Wir werden uns etwas Neues einfallen lassen müssen.«

»Neng-idu glaubt nicht an das Neue«, sagte Paro-mni. »Er hat nie im Leben einen eigenen Gedanken ausgesprochen. Zudem ist es sehr wohl möglich, daß die Techniken existieren, aber wir kommen nicht an sie heran — aus einem einfachen Grund: bei unseren Nachforschungen hat sich ergeben, daß die Geschichte

der Menschheit niemals vollkommen dargestellt werden kann. Und deshalb, Neng-idu, ist auch euer geliebtes Projekt zum Scheitern verurteilt, ob nun der fremde Stern die Erde zu Asche verbrennt oder nicht!«

Neng-idu war aufgesprungen. Er keuchte vor Wut. »Du wagst es, über das Werk zu spotten, für das deine Vorfahren gelebt haben und für das sie gestorben sind? Du wagst es, uns zu verspotten, die in ihre Fußstapfen getreten sind und pflichtgetreu die Aufgabe zu Ende führen? Du — du...!«

Er rang nach Worten. Mit einemmal warf er sich auf Paro-mni und umklammerte mit beiden Händen seine Kehle. Kiong-binu stieß einen Angstschrei aus. In der allgemeinen Verwirrung behielt Hoo die Ruhe. Blitzschnell drehte er Neng-idu die Arme auf den Rücken und zerrte ihn hoch. Dann preßte er ihm die freie Hand vor Nase und Mund.

Neng-idus Augen weiteten sich vor Entsetzen. Vergeblich versuchte er sich aus Hoos starkem Griff zu befreien. Sein Gesicht lief blaurot an, und er begann zu röcheln. Hoo ließ ihn los. »Eine falsche Bewegung oder auch nur ein Wort«, warnte er ihn, »und ich schnüre dir für immer die Luft ab!«

Kiong-binu musterte entgeistert seinen langjährigen Vertrauten. Es dauerte eine Zeitlang, bis er sprechen konnte.

»Warum hat er das nur getan?« flüsterte er.

»Weil er die Wahrheit nicht ertragen konnte«, erwiderte Paro-mni. An seinem Hals waren deutlich die Würgemale

zu erkennen. Kiong-la wollte sich um ihn kümmern, aber er wehrte ab und fuhr fort: »Ich habe euch nicht belogen. Es gibt eine Grenze für die Erforschung der Menschheitsgeschichte. Sie liegt weit, weit in der Vergangenheit, aber ich bin überzeugt davon, daß ihr eines Tages auch auf sie stoßen werdet. Offenbar sind der Entwicklungsfähigkeit des Menschen Schranken gesetzt. Sobald er alle Zivilisationsformen ausgeschöpft hat, wiederholen und überlagern sie sich. Und je weiter man in die Vergangenheit vordringt, desto verwirrender werden diese Überlagerungen. Das hat uns zur Aufgabe gezwungen. Ich glaube nicht, daß man uns Mangel an Ausdauer oder Intelligenz nachsagen kann.«

Es entstand ein langes Schweigen. Neng-idu versuchte zu sprechen, aber sofort preßte sich Hoos breite Hand vor sein Gesicht. Wütend beugte er sich der Gewalt.

Schließlich wandte sich Kiong-binu wieder an Kiong-la. Seine Miene wirkte resigniert.

»Geh, Enkelin und nimmt meine guten Wünsche mit auf den Weg. Die Wahrheit muß man akzeptieren, wo man ihr auch begegnet. Paro-mni, dir danke ich, weil du mir rechtzeitig die Augen geöffnet hast. Ich wollte Neng-idu zu meinem Nachfolger ernennen, da ich glaubte, daß sein Eifer beim Vorantreiben des Projekts dem Auffinden der Wahrheit galt. Ich sehe, daß ich mich darin getäuscht habe. Laß ihn los, Freund Hoo! Er hat keinen Einfluß mehr über mich.«

Hoo gehorchte, und Neng-idu verließ den Saal. Er war ein gebrochener Mann.

Wieder überlegte Kiong-binu lange. Dann sah er Creohan, Chalyth und Hoo an.

»Ich weiß, daß ihr gelegentlich Verachtung für mein Volk gezeigt habt. Und ich versteh nun auch, weshalb. In euch steckt eine Tatkraft, die nur wenige von uns aufweisen. Fast bin ich stolz, daß Kiong-la und Paro-mni sie besitzen. Vielleicht gelingt es euch tatsächlich, uns vor unserer eigenen Blindheit zu retten. Verzeiht, daß wir eure Aufgabe schwerer gemacht haben, als es nötig gewesen wäre. Ich werde ab jetzt die Reisevorbereitungen persönlich überwachen.

Und ich wünsche euch von ganzem Herzen Erfolg.«

Trotz der Verachtung, die Forscher und Gelehrte für jede Art von körperlicher Arbeit hegten, gab es in der Gemeinschaft ein paar hervorragende Handwerker, und sie sorgten dafür, daß die kleine Gruppe für den nächsten Abschnitt der Suche gut gerüstet war.

Ihr Weg führte nach Westen, durch Gebiete, die ihnen völlig vertraut erschienen; denn viele der untergegangenen Völker hatten hier gelebt, ohne das Gesicht der Landschaft wesentlich zu verändern. Die Ebenen und Berge, die sie überqueren mußten, waren geduldig; sie schlummerten Millionen Jahre, während Staub und neue Humusschichten die Spuren der Menschen bedeckten.

Die Unerbittlichkeit der Naturkräfte drückte Creohan nieder, besonders abends, wenn er vom langen Wandern abgespannt und erschöpft war. Dann fragte er sich, ob es

überhaupt einen Sinn hatte, gegen das Universum anzukämpfen. Es war Frühling, aber nicht einmal die üppige, leuchtende Blütenpracht konnte ihn aufheitern. Denn bei jedem Schritt stieß er auf Dinge, die von der Ohnmacht des Menschen zeugten. Da war ein Hügel, aus dem wie ein erhobener Finger ein geschwärzter Mauerrest hervorragte. Mit dem Schmelzwasser vom Inland trieben Kunststoffreste und verbeulte Metalltrümmer an die Flußufer. Einmal entdeckten sie im Sand eine spiegelglatte Fläche in Form eines Fünfecks. Wozu hatte sie gedient? Niemand wußte es.

Als Creohan mit Chalyth über diese Probleme sprach, winkte sie lächelnd ab.

»Du bist noch viel zu jung für solche pessimistischen Gedanken. Warte damit, bis du ein zitternder Greis bist. Wir haben uns eine Aufgabe gestellt, die vor uns noch kein Mensch lösen mußte. Das bedeutet, daß der Unternehmungsgeist unserer Rasse noch nicht ganz ausgestorben ist. Wer weiß, zu welchen neuen Höhen sie sich aufschwingt, wenn es uns gelingt, das Unheil abzuwenden?«

Als sie sah, daß er skeptisch blieb, fügte sie hinzu: »Außerdem kommen wir jetzt großartig voran.«

Das zumindest stimmte. Creohan wünschte oft, sie wären auf dem ersten Teil der Reise auch so gut ausgerüstet gewesen. Kiong-binu hatte sie mit leichten Zelten, Faltbetten und sogar mit einem Feldkocher versorgt. Dazu kam noch, daß sie mit dem Gelände vertraut waren. Wenn sie abends ihr Lager aufschlugen,

konnten sie beruhigt sagen: ›Morgen kommen wir an eine kleine Schlucht, die sicher so weit mit Laub und Erde zugeweht ist, daß wir sie durchqueren können.‹ Oder: ›Hier dürfen wir nicht geradeaus weitergehen, weil das Land vor dreitausend Jahren austrocknete und sicher auch heute noch Wüstencharakter hat.‹ Oder: ›Die Bäume dort drüben wachsen immer in der Nähe von Wasser; also markieren sie vermutlich den Flußlauf, den wir suchen.‹

Zudem gab es kaum Zwischenfälle. Sie stießen zuweilen auf harmlose Geschöpfe — scheue, langohrige Dinger, die mit wilden Sprüngen die Flucht ergriffen, wenn man in die Nähe kam; Herden von grazilen Huftieren, die von den Menschen überhaupt keine Notiz nahmen; und ein paar feiste friedliebende Biester, die mit ihren stumpfen Schnauzen den Boden aufwühlten und nach saftigen Knollen und Wurzeln suchten.

Von diesen Tieren lernten sie, welche Wurzeln, Sprosse und Blätter eßbar waren; umgekehrt machte auch eine der dicken Kreaturen ihre Erfahrungen mit den Menschen: sie entdeckte, daß die Zweibeiner die Nahrung, die sie sammelten, nicht sofort vertilgten, sondern neben ihren Zelten aufschichteten; eine praktische Einführung, die viel Zeit und Mühe ersparte. Die Dicke machte sich über den Happen her, der eigentlich das Abendessen für fünf Personen darstellte.

Eine Zeitlang drückten die Gefährten ein Auge zu, weil sie hofften, die gefräßige Bestie würde sie zu ein paar guten Knollenfundstellen führen. Aber nach wenigen Tagen stellte sich heraus, daß ihr das Leben als

Kostgängerin weitaus besser gefiel. Schließlich mußten sie das Tier mit ein paar brennenden Holzscheiten vertreiben.

Der Anblick von so viel zartem Frischfleisch weckte in Hoo wehmütige Erinnerungen, aber Kiong-la und Paromni waren es nicht gewohnt, Tiere zu schlachten. Sie begnügten sich damit, Fische zu fangen und zu braten. Hoo begriff den Unterschied nicht, aber da er sah, daß Chalyth und Creohan die Haltung der beiden Forscher respektierten, schwieg auch er.

Angesichts der reichen Tierwelt blieb es den Freunden ein Rätsel, was aus den Menschen geworden war, die dieses Land bewohnt hatten. Sie fanden keine Spuren einer Besiedlung, nur Überreste längst vergangener Kulturen. Dennoch zeigten sie keine Niedergeschlagenheit. Eine ruhige Sicherheit erfüllte alle — selbst Creohan, der die Reise so pessimistisch begonnen hatte. Ohne sich zu beklagen, legten sie Tag für Tag viele Meilen zurück. Und wenn Creohan sich manchmal wunderte, weshalb sie all die Strapazen auf sich nahmen, um einen sagenumwobenen Berg aufzuspüren, dann tröstete er sich mit dem Gedanken, daß Handeln immer noch besser war als tatenloses Abwarten.

Nach hundert Tagen hatten sie mehr als die Hälfte ihres Weges zurückgelegt. Sie durchquerten jetzt ein Gebiet mit besonders üppiger Vegetation, aber die Nächte waren bitterkalt. Und hier stießen sie zum erstenmal auf eine

Unstimmigkeit. Die Gegend wies ein Merkmal auf, das nicht in den Erinnerungen der Geschichtsbäume verzeichnet war.

Von Horizont zu Horizont ragten dunkelgrüne Bäume in den Himmel; ihre Stämme waren so dicht von Unterholz und Lianen durchflochten, daß sie eine unüberwindliche Barriere darstellten. Anfangs versuchten sie, sich mit Buschmessern einen Weg durch das Dickicht zu bahnen, aber nach hundert Schritten gaben sie auf. Die Baumwipfel über ihnen bildeten eine geschlossene Kuppel, so daß sie ihre Richtung weder nach dem Stand der Sonne noch nach den Sternen berechnen konnten. Als sie sich wieder ins Freie gearbeitet hatten, erkletterten sie den höchsten Punkt der Umgebung und hielten nach einer Lücke in dem grünen Wald Ausschau. Sie fanden keine. So schnurgerade verlief der Waldrand, daß man ihn beinahe für künstlich angelegt halten konnte. Die wahrscheinlichere Erklärung war jedoch, daß er durch irgendeine geologische Besonderheit entstanden war. Jedenfalls schnitt sie der Wald von ihrem Ziel ab.

Die Sonne hatte den Zenit bereits überschritten. Es erschien ratsam, ein Lager aufzuschlagen und bis zum nächsten Morgen abzuwarten. Solange es noch hell war, unternahmen sie mehrere Vorstöße in den Wald, aber sie kamen nicht weit. Schließlich sahen sie ein, daß ihnen keine andere Wahl bleiben würde, als das Hindernis zu umgehen. Es entbrannte eine heftige Diskussion, ob sie sich nach Süden oder nach Norden wenden sollten. Hoo und Creohan vertraten die Ansicht, daß der Norden

besser sei, da das kältere Klima das üppige Wachstum der Bäume unterbinden würde. Paro-mni und Kiong-la hingegen warnten vor dem Risiko. Sie hatten Angst, vom Winter überrascht zu werden. Chalyth hörte beiden Gruppen aufmerksam zu, äußerte aber keine eigene Meinung.

Es war spät, als sie in ihre Zelte krochen, aber Creohan fand keinen Schlaf. Um die Freunde nicht zu wecken, lag er ganz still da — doch das machte die Sache nur schlimmer. So streifte er schließlich die Kleider über und schlich ins Freie.

Er legte ein paar trockene Äste auf die glimmende Asche und wartete, bis sie zu prasseln begannen. Nachdenklich beobachtete er den Himmel. Hoch oben brannte der Unheilsstern bläulichweiß inmitten seiner harmlosen Geschwister.

Norden oder Süden? Immer wieder kreisten Creohans Überlegungen um das Problem, das sich an diesem Nachmittag gestellt hatte. Norden oder Süden? Er brauchte einen Hinweis, einen Fingerzeig, und obwohl er wußte, daß es Aberglaube war...

»Creohan!« Das Flüstern ließ ihn zusammenfahren. »Ist etwas?«

»Nein«, erwiderte er ebenso leise. »Ich kann nur nicht einschlafen. Geh ruhig wieder ins Zelt — oder nein, bleib einen Augenblick! Mir ist ein kindischer Gedanke gekommen. Ich warte jetzt, bis ich eine Sternschnuppe

fallen sehe, und wenn sie nach Süden deutet, schließe ich mich Paro-mni und Kiong-la an.«

Chalyth lachte vor sich hin. »Es gibt schlechtere Lösungen. Aber was hat dich auf die Idee gebracht?«

»Ein Satz, den du vor einer halben Ewigkeit ausgesprochen hast: daß die Mächte des Schicksals auf unserer Seite stehen, weil wir den Kampf für die Erde aufgenommen haben.«

»Ich bin immer noch dieser Ansicht«, murmelte Chalyth, »auch wenn uns dieser idiotische Wald den Weg versperrt. Also schön, ich werde mit dir warten. Ich bin gespannt, wie die Entscheidung ausfällt.«

Sie setzten sich ans Feuer, Rücken an Rücken, und starrten in die Nacht. Die Zweige brannten nieder. Es wurde kalt.

»Da!« rief Creohan plötzlich.

Ein ganzer Sternschnuppenschauer sprühte durch das Dunkel. Keine einzige ging im Süden oder Norden nieder. Sie versanken hinter der geheimnisvollen Barriere des Waldes.

Ein Zischen. Creohan schreckte aus dem unruhigen Schlaf, der ihn endlich übermannt hatte. Das Zischen hielt an. Beißender Rauch stieg ihm in die Nase. Das Lagerfeuer, dachte er, Wasser...

Aber es regnete nicht. Man hätte das Trommeln auf den straff gespannten Zeltbahnen gehört.

Zelt?

Starr vor Entsetzen erkannte er, daß zwischen ihm und dem Himmel kein Zeltdach mehr war. Dunkle Schemen huschten lautlos durch das Lager — gebückt, zottig, mit überlangen Armen, die fast bis zum Boden pendelten. Parodien von Menschen. Drei der Geschöpfe hatten sich eine ungewöhnliche Methode einfallen lassen, um das Feuer zu löschen: sie schlügen ihr Wasser ab.

Creohan stieß einen gellenden Schrei aus und versuchte aufzuspringen. Im nächsten Augenblick zappelte er in den Maschen eines dichten Netzes. Ein Ruck — und er stürzte zu Boden. Noch im Fallen sah er, daß es seinen Gefährten nicht besser ergangen war als ihm.

Verwirrt beobachteten die Wanderer ihre Bezwinger. Es handelte sich um Menschen, daran bestand kein Zweifel. Von all den Geschöpfen, die seit mehr als hunderttausend Jahren auf diesem Planeten lebten, besaßen nur Menschen die Fähigkeit, aus Lianen Netze zu knüpfen, Blätter zu primitiven Kleidern zu verarbeiten und Speere aus Holz und Knochen zu fertigen.

»Creohan!« rief Chalyth hilflos. »Ich kann nichts sehen. Was ist denn los?«

Creohan drehte sich mühsam herum. Chalyths Haare hatten sich in dem Netz verfangen und nahmen ihr die Sicht. »Man hat uns überfallen«, flüsterte er. »Zwölf bis fünfzehn Mann.« Er schluckte, als dicht vor ihm eine Speerspitze auftauchte. »Paro-mni, du kennst doch einige Sprachen dieser Region. Versuch dich mit den Kerlen in Verbindung zu setzen!«

Paro-mni gab mit zitternder Stimme seine Kenntnisse zum besten, aber die Fremden nahmen überhaupt keine Notiz davon. Jeder der Gefangenen wurde von zwei Leuten bewacht. Drei Männer — darunter ein Hüne, in dem Creohan den Anführer vermutete — durchsuchten mit sichtlicher Neugier das Lager. Sie drehten die Zeltbahnen herum, rochen an den Faltbetten und wühlten in den Vorräten. Das alles ging völlig lautlos vor sich. Man hörte nur Paro-mni, der sich verzweifelt bemühte, die Sprache der Fremden zu erkunden.

»Laß nur«, sagte Kiong-la müde. »Ich glaube nicht, daß sie dich hören. Sieh mal, sie scheinen nicht einmal Ohren zu besitzen.«

Sie hatte recht. Creohan betrachtete die Geschöpfe zum erstenmal genauer. Zottiges Kopfhaar, niedrige Stirnen, riesige kreisrunde Augen — aber nirgends Ohren.

Paro-mni unterbrach seine Kontaktversuche. »Auf was sind wir da nur wieder gestoßen?« fragte er stöhnend.

Creohan zuckte mit den Schultern. »Es hat in der Vergangenheit genug Völker gegeben, die das menschliche Erbgut zu verändern suchten. Vielleicht sind das hier die Nachkommen eines nur halbwegs gelungenen Experiments.«

»Aber woher kommen sie?« fragte Chalyth.

»Aus diesem verdammten Wald, wenn ich mich nicht täusche«, entgegnete Hoo. »Ich verstehe etwas von Umweltanpassung. Irgendwie liegt das in meiner Familie... Seht euch nur die langen, kräftigen Arme an!«

Die brauchen sie, wenn sie sich von Baum zu Baum schwingen.«

»Nun, wir werden bald mehr wissen«, meinte Kiong-la mit Galgenhumor.

Der Hüne, den Creohan für den Anführer der Bande hielt, hatte seine Inspektion beendet und deutete nun gebieterisch zum Wald, wie Hoo es vermutet hatte. Die Fremden schoben ihre Speere wie Tragestangen durch die Netze und hoben die Gefangenen hoch. Dann jagten sie im Galopp den Hügel hinunter zum Wald. Creohan fiel auf, daß sie an schwierigen Stellen auf allen vieren liefen.

»Dein Omen scheint sich als richtig zu erweisen, Creohan!« rief Chalyth.

»Welches Omen?« fragte Hoo scharf.

Creohan erklärte ihm die Geschichte mit den Sternschnuppen.

»Lächerlich!« sagte Paro-mni mit schriller Stimme.

»Das ist Aberglaube! Blühender Unsinn!«

»Unsinn oder nicht — unser Ziel ist der Wald«, stellte Kiong-la fest.

Der Wald war diesen Geschöpfen unbestreitbar vertraut. Sobald sich die hohen dunklen Bäume über ihnen wölbten, schienen sie sich zu entspannen. Ausgelassen raschelten sie in den Blättern und knickten Äste ab, die ihnen im Weg waren. Offenbar legten sie es darauf an, die anderen Waldbewohner zu wecken. Vögel begannen zu kreischen und zu keckern, aber man hörte auch das Brüllen und Fauchen von größeren Tieren.

So sicher bewegten sich die fremden Geschöpfe, daß Creohan überhaupt nicht merkte, wann sie den Boden verließen. Er spürte zwar, daß der Weg leicht nach oben führte, aber er achtete nicht weiter darauf, bis er plötzlich hochgeworfen wurde. Er landete unsanft auf einer Holzplattform, dicht neben seinen Gefährten. Über ihm leuchteten wieder die Sterne. Der Wald unter ihm erinnerte an eine dunkle Schlucht.

Als er herumrollte und sich aufsetzte, sah er gerade noch, wie eines der Klettergeschöpfe mit einem weiten Sprung zur nächsten Baumkrone segelte, sich an einem elastischen Zweig abfing und im Blättergewirr verschwand.

Sie waren allein. Mühsam befreiten sie sich aus den Netzen. Chalyth hatte ein paar Hautabschürfungen erlitten, und Paro-mni klagte über ein verstauchtes Handgelenk, aber sonst waren sie unverletzt geblieben. Vorsichtig erhoben sie sich.

Kiong-la warf einen mißtrauischen Blick auf die Plattform. »Sie schaukelt«, meinte sie zaghaf. »Besonders sicher kommt sie mir nicht vor.«

Creohan bückte sich und tastete sie ab. »Sie besteht aus einem dichten Ästegeflecht«, verkündete er. »Ich glaube zwar, daß sie unser Gewicht aushält, aber wir sollten kein Risiko eingehen und in der Mitte bleiben.«

»Darauf kannst du dich verlassen«, entgegnete Chalyth mit geschlossenen Augen. »Ich bekomme schon eine Gänsehaut, wenn ich die Ränder sehe. Ein Blick in die Tiefe...« Sie schüttelte sich.

Creohan nickte. »Bis zum Waldboden sind es mindestens dreißig Meter. Und ihr könnt euch darauf verlassen, daß es von dieser Plattform keine Abstiegsmöglichkeiten für uns gibt. Habt ihr gesehen, wie diese Kerle durch die Luft segelten?«

»Was war das?«

Kiong-la hatte den Schrei ausgestoßen. Etwas flog im hohen Bogen durch die Dunkelheit und landete klatschend vor ihren Füßen. Das Klatschen wiederholte sich, insgesamt fünfmal. Hoo schnüffelte.

»Essen!« erklärte er und hob eines der Päckchen auf. Er untersuchte es genau. »Ja — ziemlich fett, aber genießbar. Sie haben das Zeug in Blätter gewickelt.«

»Das — äh...« Paro-mni hatte sein Entsetzen immer noch nicht überwunden, aber er nahm sich tapfer zusammen. »Das bedeutet, daß sie nichts Böses mit uns vorhaben, oder?«

»Nicht unbedingt.« Hoo zuckte mit den Schultern. »Vielleicht mästen sie uns auch nur, damit wir besser schmecken.«

Ein Sturm der Entrüstung brach los, aber die anderen wußten nur zu gut, daß sie durchaus mit dieser Möglichkeit rechnen mußten. Hoo aß als einziger. Den anderen war der Appetit vergangen.

Kurze Zeit später landete noch etwas auf der Plattform. Es war eine ausgehöhlte Nuß von der Größe eines Männerkopfes. Als Creohan den Holzpfropfen herauszog, entdeckte er, daß sie Süßwasser enthielt. Jeder von ihnen trank ein paar Schlucke.

Creohan robbte auf dem Bauch bis zum Rand der Plattform und sah in die Tiefe. Ein schwarzer Abgrund gähnte ihm entgegen. Selbst wenn die Wachsamkeit ihrer Bezwinger nachließ — die Essenspäckte waren ein deutlicher Beweis dafür, daß man sie von den umliegenden Baumkronen aus beobachtete —, gab es keine Möglichkeit, nach unten zu klettern.

Die riesigen Augen der Waldbewohner ließen darauf schließen, daß sie Nachtgeschöpfe waren, und so schlug Creohan den anderen vor, bis zum Morgengrauen nichts zu unternehmen. Dicht aneinandergedrängt saßen sie in der Mitte der Plattform und starnten die Baumkronen an. Die Nachtluft war kalt. Sie fröstelten.

Etwa eine Stunde verging. Die Sterne im Osten verblaßten allmählich. Mit einemmal schien ein Sturmwind durch die umliegenden Wipfel zu fahren. Hoo beugte sich erstaunt vor, als er das Rascheln und Knacken hörte.

»Da!« flüsterte er. »Das sind ja Hunderte!«

Er hatte recht. Ganze Trauben von Waldbewohnern schaukelten in den Baumkronen, so daß sich die äußeren Äste gefährlich nach unten bogen. Sie vollführten sonderbar rhythmische Gesten. Als es heller wurde, sahen die fünf Gefangenen auf der Plattform, daß die Pupillen der Klettergeschöpfe bis auf einen schmalen Schlitz geschlossen waren. Weshalb verließen sie den grünen Schatten des Waldes, wenn sie das Tageslicht unerträglich fanden?

Kurze Zeit später wußten sie es. Mit Hilfe von langen Lianen wurde ein Monstrum aus Blättern und Zweigen in Höhe der Plattform gehievt. Das Ding hatte die Form eines Menschen. Riesige Zähne glitzerten in seinem aufgerissenen Maul. Rote, blaue und gelbe Augen waren starr auf die Gefangenen gerichtet. Die Freunde durchschauten die Symbolik, noch bevor der erste Speer an dem Ungeheuer vorbeijagte und sich in die Plattform bohrte.

»So unrecht hattest du nicht, Hoo«, meinte Creohan. Er bemühte sich, seiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben. »Das Ding hier stellt wohl eine Art Gott dar. Und wir sind als Opfer auserkoren.«

»Was ist ein Gott?« erkundigte sich Hoo. »So etwas, wie der Priester der Umftiti...«

»Seht doch!« fiel ihm Chalyth ins Wort. »Was in aller Welt mag das sein?«

Sie rissen ihre Blicke von dem grauenhaften Götzen los. Chalyth deutete mit zitterndem Finger zum Himmel. Über dem Meer von schwarzgrünen Wipfeln schwebte ein aufgeblähtes Ding. Es kam aus dem Dunkel am Horizont und trieb langsam nach Osten. Unter seinem grell gestreiften Bauch hingen Tentakel oder Klauen — genau konnte man es nicht erkennen.

Die Waldbewohner bemerkten die Drohung sehr spät, da sie ganz mit ihrem Götzen und den fünf Gefangenen beschäftigt waren. Ein zweiter Speer landete auf der Plattform, aber auch er richtete keinen Schaden an. Immerhin, es konnte nicht mehr lange dauern, bis einer

der waghalsigen Kletterer sein Ziel traf. Angesichts der doppelten Gefahr rief Hoo seinen Gefährten zu, sich flach auf den Boden zu legen. Alle bis auf Creohan befolgten seinen Rat.

Creohan blieb einen Moment lang wie erstarrt stehen — und dann begann er aufgeregt zu winken. Als er sah, daß das nichts nützte, riß er einen der Äste aus der Plattform und schwenkte ihn heftig auf und nieder.

»Creohan! Das Ding wird dich sehen!« schrie Chalyth.
»Haben wir nicht schon genug Schwierigkeiten?«

»Es soll mich sehen!« schrie Creohan zurück. »Weißt du nicht, was das ist? Ein Luftschild! Von Menschenhand erbaut! Es ist — auuu!«

Er schleuderte den Ast von sich und krümmte sich vor Schmerzen. Ein Speer hatte seinen Oberarm getroffen.

»Aufpassen!« keuchte Hoo und warf sich vor Chalyth. Doch im gleichen Moment hatten die Baumbewohner das Ding am Himmel bemerkt. Mit tränenden Augen starrten sie in das Morgenlicht. Die Gefangenen waren vergessen.

Paro-mni packte den Ast, den Creohan fallen gelassen hatte, und versuchte nun seinerseits, die Aufmerksamkeit der Schiffsinsassen auf die Plattform zu lenken.

Hoo nützte die Gefechtspause aus und holte sich einen der feindlichen Speere, die in dem Ästegeflecht steckten. Dann hielt er nach einem geeigneten Ziel Ausschau. Dicht zusammengedrängt auf einem starken Ast saßen die Kerle, die den Götzen festhielten. Selbst ein schlechter Speerwerfer konnte einen von ihnen treffen.

Hoo stützte sich mit einem Knie ab und schleuderte die Waffe. Das Ding bohrte sich mit voller Wucht in einen der Wilden. Mit einem Aufschrei stürzte er in die Tiefe. Sein Nachbar war von dem unerwarteten Angriff so entsetzt, daß er ebenfalls das Seil losließ. Der Götze begann gefährlich zu schwanken. Hoo nützte die Verwirrung aus und warf den nächsten Speer, bevor die Klettergeschöpfe merkten, woher die Gefahr kam. Die Waffe zischte durch die Baumkrone, und die Männer brachten sich mit langen Sprüngen in Sicherheit. Der Götze plumpste in die Tiefe.

Hoo grinste hart. Er wußte nicht viel über Götzen, aber der unrühmliche Abgang eines solchen in der Stunde der Not war für seine Anbeter bestimmt nicht ermutigend. Sekunden später bestätigten sich seine Überlegungen. In panischer Angst flohen die Waldbewohner. Die Gefangenen hatten sie völlig vergessen.

Creohan hatte sich stöhnend zusammengerollt. Die Widerhaken des Speers steckten noch in seinem Arm, und er versuchte vergeblich die Blutung zu stillen. Chalyth, Kiong-la und Paro-mni sahen ihn hilflos an. Sie wußten nicht, was sie tun sollten.

Hoo wandte sich an Kiong-la. »Zieh das da aus!« Er deutete auf ihr Kleid. Als sie ihn entsetzt anstarrte, knurrte er: »Rasch!«

Sie kam seiner Aufforderung zögernd nach. Hoo beugte sich über Creohans Wunde. Er wußte, daß es schmerzen würde, die Widerhaken zu entfernen; andererseits wollte er keine Infektion riskieren.

»Du mußt dich jetzt zusammennehmen, Creohan«, sagte er und grub im nächsten Moment seine Zähne tief in den Oberarm des Gefährten. Creohan schrie auf — aber die Widerhaken lösten sich zusammen mit einem Stück Fleisch aus der Wunde.

Kiong-la reichte Hoo zitternd ihr Kleid. Er riß es in Streifen und legte Creohan geschickt einen Druckverband an. Nach einer Minute war alles vorbei.

»So!« Er klopfte Creohan auf die Schulter. »Das war noch harmlos gegen die Bisse, die ich von meinen Herdentieren einstecken mußte.«

Ein Schatten glitt über die Plattform hinweg. Hoo sah auf und erstarrte. Er hatte noch nie im Leben etwas Ähnliches gesehen. Das Ding füllte den ganzen Himmel aus. Unter dem grünweißgestreiften Bauch hing eine Gondel aus Weidengeflecht — und darin saßen ein Mann und eine Frau. Hoo traute seinen Augen nicht.

Aber es war keine Illusion. Die beiden Fremden warfen Seile mit Haken aus der Gondel und verankerten ihr Luftschiff an der Plattform. Sie vergewisserten sich, daß die Waldbewohner nicht mehr in Speerreichweite waren, und kletterten dann an Strickleitern in die Tiefe.

»Wir konnten nicht schneller kommen«, meinte der Mann entschuldigend. Seine Sprache hatte starke Ähnlichkeit mit dem Dialekt von Kiong-la und Paro-mni. »Der Motor unseres Schiffes ist schwach, und wir mußten den Wind zu Hilfe nehmen. Aber zum Glück seid ihr noch am Leben.«

»Wir beobachteten den Wald mit unseren Ferngläsern«, warf die Frau ein, »und sahen, was sich abspielte. Wir dachten natürlich, daß Angehörige unseres Volkes in Gefahr geraten waren. Die Baummenschen stellen eine ständige Drohung für uns dar, denn zu gewissen Zeiten suchen sie nach Opfern für ihren verrückten Gott und überfallen unsere Siedlungen. Dabei schrecken sie nicht einmal vor dem Tageslicht zurück.«

Der Mann beugte sich über Creohan. »Sind Sie kräftig genug, um uns zu begleiten?«

»Kräftig oder nicht«, flüsterte Creohan, »ich will fort von hier! Wer hat dieses Luftschiff gebaut?«

»Wir natürlich«, erwiderte die Frau. »Das heißtt, nicht wir, sondern unsere Freunde. Es ist die neueste Erfindung meines Mannes Roff.«

»Aber ohne deine Hilfe wäre es nie entstanden«, wehrte Roff ab. »Meine Frau heißt Zayla. Und ihr? Ich nehme an, ihr habt fremdartige Namen, da ihr von jenseits des Waldes stammt. Diese Gebiete sind uns noch unbekannt.«

Creohan richtete sich mit Chalyths Hilfe mühsam auf. »Wir stammen nicht alle aus der gleichen Gemeinschaft«, erklärte er. Er stellte die Freunde vor und fuhr dann fort: »Aber wird uns das Schiff überhaupt tragen? Wenn es nur für zwei Personen konstruiert ist... Und ein zweimaliger Flug könnte gefährlich werden, wenn die Waldbewohner inzwischen Mut fassen und den Ballon mit ihren Speeren durchlöchern oder ihn gar in Brand stecken!«

Roff sah ihn erstaunt an. »Sie sprechen, als wüßten Sie genau über Luftschiffe Bescheid!«

»Nein, ich habe noch nie im Leben eines gesehen«, murmelte Creohan.

»Aber wie...« Roff zuckte hilflos mit den Schultern. Seine Frau unterstützte ihn.

»Ja!« rief sie. »Selbst die Bewohner unserer Stadt, die beobachten konnten, wie das Schiff entstand, haben keine Ahnung von der Tragkraft der Gondel oder von der Feuergefährlichkeit der Gasfüllung.«

Die Freunde sahen einander an. Sie hatten gespürt, wie stolz Roff und Zayla auf ihre Erfindung waren, und sie brachten es nicht über sich, ihnen die Wahrheit zu sagen — daß dieses Luftschiff nicht neu war, daß man es im Laufe der wirren Menschheitsgeschichte schon mehr als tausendmal entwickelt und wieder vergessen hatte. Aber für den Augenblick wurden sie einer Antwort enthoben. Creohan begann zu taumeln, und Zayla reagierte sofort: »Wir müssen Sie von hier wegschaffen! Das Schiff wird uns alle tragen, davon bin ich überzeugt. Kommen Sie!«

Mit geübten Bewegungen erklimmte sie die Strickleiter und bestieg die Gondel. Dann drehte sie sich um und half Creohan an Bord. Ihm war schwindlig von der Anstrengung, und er kauerte teilnahmslos in einer Ecke, während Chalyth, Kiong-la und die Männer Platz nahmen.

Creohan beobachtete unauffällig ihre Retter. Sie waren hochgewachsen und muskulös, und ihre Haut hatte einen warmen Goldbronzerott. Beide trugen enganliegende

Anzüge aus einem dünnen, festen Material und Schaftstiefel, die bis zu den Knien reichten. Ihr langes dunkles Haar war im Nacken zusammengebunden, bei Roff mit einer weißen und bei Zayla mit einer grünen Kordel. Schlichte Silberringe waren der einzige Schmuck, den sie besaßen.

Doch über diese Äußerlichkeiten ging Creohan rasch hinweg. Was ihn erregte, war die Tatsache, daß sich seine Voraussage wirklich erfüllt hatte: es gab auf der Erde ein Volk, das sich mit der Technik befaßte. Vielleicht waren sie endlich am Ziel ihrer langen Reise angelangt.

Roff und Zayla warfen Ballast ab, um das zusätzliche Gewicht der Passagiere auszugleichen. Sogar ihre eigenen Kleider opferten sie, als sie merkten, daß der Auftrieb nicht ausreichte. Und sie kappten die Verankerungsseile, anstatt sie hochzuziehen und aufzurollen. Creohan war begeistert von dieser nüchternen, praktischen Denkweise.

Das Luftschiff stieg auf, dreißig Meter und mehr. Hoo schluckte und umklammerte den Gondelrand, aber Chalyth betrachtete entzückt die Landschaft unter sich. Als die Aufwärtsbewegung langsamer wurde, öffnete, Roff ein Ventil. Von einem kleinen Kessel in der Ecke der Gondel puffte Dampf in die Rotoren einer Turbine. Eine Schraube am Heck begann sich zu drehen. Zayla betätigte ein paar Hebel und steuerte das Schiff in einer weiten Kurve um die Plattform herum. Sie befanden sich auf dem Rückflug.

Creohan wagte es nicht, den Fremden Fragen zu stellen; zu groß war die Angst vor einer Enttäuschung. So wartete er schweigend, während der Wald unter ihnen vorbeizog. Sein Magen verkrampte sich bei dem ungewohnten Schaukeln, aber er achtete nicht darauf. Seine Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftigt.

Dann, endlich, tauchte der Waldrand auf, und dahinter sahen sie gepflügte Felder, Straßen, eine Stadt mit Backsteinhäusern, einen Fluß, in dem sich ein Mühlrad drehte — und Menschen, die dem Luftschiff zuwinkten.

Creohan seufzte befreit und lehnte den Kopf an Chalyths Schulter.

Roff und Zayla gehörten einem nüchternen, fleißigen Volk an. Die Freunde waren begeistert von der überlegten, beinahe bedächtigen Art, mit der diese Leute ans Werk gingen. Sie handelten niemals impulsiv. Als das Luftschiff mit den fünf Fremden an Bord landete, bewahrten sie die Ruhe. Sie hatten damit gerechnet, daß eine neue Erfindung unvorhergesehene Folgen haben konnte. Und so begrüßten sie die Besucher, gaben ihnen Quartier und besorgten eine Pflegerin für Creohan, ohne eine einzige Frage zu stellen.

Die Freunde waren dankbar dafür, denn sie konnten sich noch allzu lebhaft an die tiefe Spaltung erinnern, die ihre Mitteilungen in Kiong-las und Paro-mnis Volk hervorgerufen hatten. Sie selbst hingegen versuchten die Fremden unauffällig auszuhorchen. Das Schiff, das sie vor den Waldbewohnern gerettet hatte, war erst das dritte seiner Art, aber es funktionierte hervorragend. Für den

Stadtverkehr auf den glatten Straßen gab es wendige kleine Motorfahrzeuge. Das Haus, in dem die Gäste untergebracht waren, erschien Creohan und Chalyth unglaublich primitiv, aber schon nach kurzer Zeit erkannten sie, daß die Steinbauweise ihre Vorteile hatte. Das Innere ließ sich in mehrere Räume aufteilen, und die dicken Mauern hielten Kälte und Lärm ab. Sie erkannten noch eines: Wenn es überhaupt ein Volk gab, das in zweihundert Jahren die Herausforderung des Unheilssterns annehmen konnte, so war es dieses hier.

Dennoch zögerten sie damit, ihr Geheimnis preiszugeben. Wie würde Roff auf die Mitteilung reagieren, daß beispielsweise die Minogovaristo eine halbe Million von Luftschiffen gebaut hatten, um ihre Wolkenschattenspiele vorzubereiten und zu steuern?

Wie würde sich Creohans Pflegerin verhalten, wenn sie erfuhr, daß es vor ihr in nahezu jedem Volk unzählige Ärzte und die raffiniertesten Diagnosegeräte gegeben hatte?

Und die entscheidende Frage: Wie hatte eine technisch orientierte Kultur entstehen können, die nicht die geringste Ahnung von ihren Vorgängern besaß? Das war ein heikles Thema, und sie beschlossen, es auf Umwegen anzuschneiden.

Roff und Zayla kümmerten sich rührend um die Gäste, die sie aus den Klauen der Waldbewohner gerettet hatten, und führten sie überall in der Stadt herum. Selbst Creohan, der wegen seines Blutverlustes noch sehr geschwächt war, machte diese Ausflüge im Rollstuhl mit.

»Das hier ist unser Freund Schrap«, stellten Roff und Zayla einen bärtigen Mann vor, der mit mehreren Lehrlingen in einem schwefelstinkenden Gewölbe arbeitete. »Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, uns aus der Isolierung zu holen. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir auf allen Seiten von unseren Nachbarn abgeschlossen sind. Den Wald im Osten mit seinen heimtückischen Bewohnern habt ihr kennengelernt. Wir meiden ihn, weil die Baummenschen immer wieder versuchen, Opfer für ihren merkwürdigen Gott zu entführen. Angeblich schützt er sie vor den nackten Strahlen der Sonne. Im Norden ist Schnee und ewiges Eis; der Süden birgt eine wasserlose Wüste, und im Westen ragen feuerspeiende Berge auf.«

Creohan zuckte zusammen. Zum erstenmal seit langer Zeit dachte er wieder an den geheimnisvollen Berg, um den sich so viele Legenden rankten.

Roff fuhr fort: »Schrap sucht nun nach Mitteln, diese Barrieren zu überwinden — nach kältefesten Schneeanzügen, nach Methoden zur Wassergewinnung in der Wüste und so fort.« Roff machte eine weitausholende Geste. »Wenn Zayla wieder eine Verbesserung für mein Schiff ersinnt, spricht sie mit Schrap darüber, und er setzt den Gedanken in die Tat um.«

Paro-mni blieb lange bei Schrap und unterhielt sich mit ihm.

Die Begegnung mit den Baummenschen hatte ihm offenbar einen Schock versetzt, und nun trachtete er insgeheim danach, wieder in seine Heimat zurückzukehren.

Kiong-la hingegen fühlte sich zu einer lebhaften, älteren Frau namens Lugya hingezogen, die sich um die Wasser- und Lebensmittelversorgung der Stadt, um Brennstoffe, Baumaterial und ähnliches kümmerte.

Das war etwas ganz Neues für Kiong-la. Auch sie vertrat die Ansicht, daß es viele Möglichkeiten gab, um den Mitmenschen das Leben zu erleichtern, aber in ihrer Heimatstadt war es verpönt gewesen, sich mit so ›materieverhafteten‹ Problemen zu beschäftigen.

Die Gemeinschaft hatte auch ihre Künstler: ein Jüngling erklärte Chalyth stundenlang, weshalb er seine Flöten, Harfen und Schellen gerade so und nicht anders geformt hätte. Creohan dachte an Madal, und mit einem Male erkannte er, wie schwer es Chalyth gefallen sein mußte, ins Ungewisse aufzubrechen, als sie das blumenumrankte Haus sah und Madals lockendes Flötenspiel hörte. Ihre Liebe zur Erde hatte gesiegt. Creohan hätte sie am liebsten in die Arme genommen und ihr gesagt, wie sehr er sie für diese Entscheidung bewunderte.

Es gab sogar eine Handvoll Leute, die sich mit organischer Materie befaßten. Sie hatten ihre Theorien über den Ursprung der Baummenschen entwickelt, und sie gingen für ihre Anschauungen auf die Barrikaden. Obwohl Hoo wußte, daß viele ihrer Gedankengänge falsch waren — er hatte in den Bäumen der Geschichte viel über biologisch orientierte Kulturen erfahren —, saß er doch bewundernd zu ihren Füßen und hörte sich ihre Streitgespräche an. Gelegentlich mischte er sich sogar in die Diskussion ein.

Auch Creohan schloß neue Freundschaften. Roff und Zayla machten ihn mit einem Mann namens Yade bekannt, der sein Leben der Entwicklung eines einfachen Refraktorteleskops gewidmet hatte. Er wußte, daß die Erde rund war, auch wenn er ihre Größe nicht gemessen hatte; und er ahnte, daß die Sterne in Wirklichkeit fremde Sonnen darstellten. Der Forschungseifer des Mannes beeindruckte Creohan zutiefst, aber dennoch wagte er es nicht, Yade ins Vertrauen zu ziehen.

Neun Tage nach ihrer Ankunft kam es dann zur ersten Krise. Wie gewöhnlich leisteten ihnen Roff und Zayla beim Abendessen Gesellschaft. Sie waren kinderlos und konnten daher mehr Zeit bei den Gästen verbringen als die anderen. Sie blieben auch dann noch freundlich, wenn die Fremden sich in Chalyths und Creohans Sprache unterhielten, die sie nicht verstanden.

An diesem Abend jedoch wirkten sie gereizt. Der Grund wurde klar, als Roff zu sprechen begann.

»Freunde!« sagte er verlegen. »Verzeiht meine Direktheit, aber seit ich euch kennengelernt habe, bohrt eine Frage in meinem Innern und läßt mich nicht mehr los. Obwohl ihr damals behauptet habt, ihr hättet noch nie ein Luftschiff gesehen, war euch das Funktionsprinzip eindeutig bekannt. Wir wissen von unseren Freunden in der Stadt, daß ihr auch mit anderen technischen Einrichtungen vertraut zu sein scheint. Die Ungewißheit ist mir unerträglich. Ich muß euch ganz einfach fragen: Kommt ihr von einer fernen Stadt, wo man unsere

Erfindungen längst kennt? Lächelt ihr über uns wie über eifrige Kinder?«

Die Freunde sahen einander unsicher an. Als Creohan merkte, daß keiner der anderen sprechen wollte, ergriff er das Wort. Er gab sich Mühe Roff und Zayla nicht zu kränken.

»Nein, wir würden es nicht wagen, über euch zu lächeln. Wir bewundern eure Leistung ungemein, um so mehr, da wir hoffen... doch davon später. Erlaubt, daß ich euch eine Gegenfrage stelle: Was wißt ihr über den Ursprung eures Volkes?«

»Wenig!« erklärte Zayla. »Unsere schriftlichen Aufzeichnungen reichen nur drei oder vier Jahrhunderte zurück; allerdings enthalten sie gelegentlich Hinweise auf frühere Epochen. Allem Anschein nach kamen unsere Vorfahren aus dem Westen. Viele starben beim Überqueren des Vulkangebirges; die übrigen verloren ihr Hab und Gut. Als sie diese Gegend erreichten und den unüberwindlichen grünen Wall vor sich sahen, blieb ihnen keine andere Wahl, als sich hier für immer niederzulassen. Wir haben seitdem versucht, die Schranken zu durchbrechen, die uns von allen Seiten einengen.«

»Existierten schon damals die Baummenschen?« fragte Creohan.

»Vermutlich. Der Wald allein hätte unsere Vorfahren bestimmt nicht zurückgehalten.«

»Und ihr wißt nichts über die frühere Heimat eures Volkes?«

»So gut wie nichts.« Zayla musterte ihn aufmerksam.

»Weshalb? Könnt ihr uns Auskunft geben?«

»Vielleicht.« Creohan seufzte. »Zumindest ist jetzt klar, weshalb eure Gemeinschaft kaum Erinnerungen an die Vergangenheit hat. Ein Volk, das aus irgendeinem unbekannten Grund von seinem Ursprungsland vertrieben wird und sich lange auf Wanderschaft befindet, vergißt rasch, was früher war. Der Kampf um das Überleben ist wichtiger. Aber ihr habt euch aus dieser Zeit eine nüchterne, praktische Einstellung gegenüber den Tatsachen bewahrt, die wir nur bewundern können.«

Er sah die Gefährten an. »Soll ich weitersprechen?«

Sie nickten, erst Chalyth und dann auch die anderen.

Creohan wandte sich wieder an Roff und Zayla. »Ich wollte, ich könnte euch diese Enttäuschung ersparen, aber ihr werdet mir sicher verzeihen, wenn ich euch erkläre, was auf dem Spiel steht.

Beginnen wir mit der Beantwortung eurer Frage: Ich kenne die Eigenschaften eines Luftschiiffes deshalb so genau, weil es in früheren Zeitaltern Millionen davon gab. Und ich bin mit Yades Teleskop deshalb so vertraut, weil ich selbst mein Leben lang die Sterne beobachtete — mit weit besseren Instrumenten als er. Dabei entdeckte ich einen ganz besonderen Stern; er wird die Erde vernichten, wenn es uns nicht gelingt, dieses Unheil abzuwenden.«

Roff achtete nicht mehr auf diese Sätze. »Millionen?« flüsterte er. »Millionen von Luftschiiffen?«

Aber Zayla hatte die Bedeutung von Creohans Worten begriffen; sie stieß Roff an und befahl ihm scharf, den Gast zu Ende reden zu lassen.

Als Creohan mit seinem Bericht fertig war, konnte sich Roff kaum noch beherrschen. Mit geballten Fäusten lief er im Zimmer hin und her.

»Die Zeit hätte uns nicht übler mitspielen können!« stieß er hervor. »Wenn man bedenkt, daß alles, was wir ersonnen haben, schon einmal da war — und obendrein besser! Oh, soll dieser Stern doch kommen und uns vernichten! Dann bleibt wenigstens den anderen die grausame Enttäuschung erspart.«

»Nein!« rief Zayla. Sie war ebenfalls aufgesprungen und trat ihm nun in den Weg. »Du täuschst dich, Roff! Begreifst du denn nicht, welches Glück wir haben?«

»Glück?« Roff lachte hart. »O ja! Wir haben das Glück eines Mannes, der sein Leben lang geschuftet hat, um einen Damm zu errichten, und dann erkennen muß, daß der Fluß ausgetrocknet ist.«

»Nein! Warum willst du mir nicht zuhören, Roff? Creohan hat sich solche Mühe gegeben, dir alles klarzumachen, aber du verschließt einfach dein Inneres, weil irgendwann in der Vergangenheit jemand auf die gleichen Gedanken gekommen ist wie du!«

Roff zuckte mit den Schultern, aber er beruhigte sich allmählich.

Zayla fuhr mit glänzenden Augen fort: »Stell dir vor, welches Wissen uns nun zur Verfügung steht! In diesen Bäumen der Geschichte wurden systematisch

Informationen gespeichert, geordnet und ausgewertet. Man kann vergleichen und Schlüsse ziehen und...«

»Aber Creohan sagte doch, daß diese Leute lieber bei lebendigem Leib verbrennen als sich die Finger schmutzig machen würden...«

»Sie vielleicht — aber wir nicht!« rief Zayla. »Und Kiong-las Großvater hat versprochen, ihr und ihren Freunden jede Unterstützung zu gewähren.« Ihre Stimme nahm einen zärtlichen Klang an. »Liebling, ich kenne dich lange genug und weiß, wie sehr du gegen die engen Grenzen unseres Lebens anrennst. Uns ist der Weg nach draußen versperrt — von Vulkanen, Eisfeldern und Wüsten. Hast du nicht aus diesem Grund dein Luftschiff gebaut?«

Roff nickte zögernd.

»Siehst du! Mit dem neuen Wissen werden wir alle Schranken zum Einsturz bringen. Wir sind beide noch jung. Vielleicht gelingt es uns, um die ganze Welt zu fliegen. Vielleicht erobern wir sogar den Raum...«

»Unsinn!« wehrte Roff ab. »Creohan sagte selbst, daß viele der alten Techniken auf Rohstoffen beruhen, die es längst nicht mehr gibt.«

»Aber die Naturkräfte sind geblieben«, warf Creohan ein. »Ein Magnet zieht immer noch Eisen an, Strom fließt immer noch durch einen Leiter, und die Energie der Sonne steht uns immer noch im Überfluß zur Verfügung — daran ändern armselige hunderttausend Jahre nichts.«

Er spürte, daß Roff seine starre Haltung allmählich aufgab — daß er überzeugt werden wollte.

»Aber ihr habt die ganze Vergangenheit durchforscht und nirgends ein Volk entdeckt, das in der Lage gewesen wäre, die Bahn dieses Sterns zu verändern.«

»Natürlich nicht«, sägte Zayla ruhig. Sie sah ihrem Mann in die Augen. »Das ist uns vorbehalten. Jedes Volk muß seinen Beitrag zur Geschichte leisten.«

Einen Moment lang herrschte Stille. »Du hast recht«, sagte Roff schließlich. »Ja, du hast recht. Wir werden tun, was in unserer Macht steht, das sind wir der Erde schuldig.«

»Bist du nicht stolz auf unsere Rasse, Creohan?« fragte Hoo ein paar Tage später, als sie zusammen mit Chalyth auf der Terrasse von Lugyas Heim standen und die Regenwolken beobachteten, die sich über den Vulkanen im Westen sammelten. Kiong-la und Paro-mni, die über die unmittelbare Vergangenheit der Erde besser Bescheid wußten als ihre Gefährten, halfen den Bewohnern der Stadt bei der Suche nach geeigneten Bodenschätzen.

»Weshalb?« fragte Creohan.

»Daß es heutzutage noch Menschen gibt, die Tollkühnheit genug besitzen, um den Kampf gegen das Universum aufzunehmen.« Hoo lachte und strich sich über den Bart. »Ich bin euch so dankbar, daß ihr mich aus meinem engen Tal befreit habt, aus der stumpfen Gleichgültigkeit des Alltags. Der lange Weg hat sich gelohnt. Zum ersten Male im Leben fühle ich mich glücklich, hier inmitten dieses tatkräftigen, wißbegierigen Volkes.«

Er sah verwirrt auf, als keiner der beiden antwortete. »Was ist? Seid ihr etwa nicht meiner Meinung? Habt ihr euer Ziel nicht erreicht?«

»Ich weiß nicht.« Creohan seufzte. »Ich weiß überhaupt nichts mehr.«

»Nun seid doch vernünftig!« Hoo stieß Chalyth an. »Du, Mädchen! Kannst du ihn nicht zur Einsicht bringen? Ich versuche ihm immer und immer wieder klarzumachen, daß er seine Pflicht erfüllt hat. Keiner von uns hat sich so für diesen alten Staubball abgerackert wie er. Er kann zufrieden mit sich sein.«

»Daran liegt es ja«, entgegnete Chalyth ruhig. »Es ging alles zu reibungslos, zu glatt. Und das macht ihn stutzig.«

»Reibungslos! Du vergißt wohl, wie oft sein Leben nur noch an einem dünnen Faden hing. Arrheeharr wollte ihn erschlagen, weil er ihn für einen Herdendieb hielt; der braunhäutige kleine Häuptling hätte ihn umgebracht, wenn nicht in letzter Sekunde deine Unterwasserfreunde dazugekommen wären; die Baummenschen waren im Begriff, uns aufzuspießen... Und das nennst du reibungslos?«

»Das meine ich nicht«, sagte Creohan müde. »Vielleicht liegt die Wurzel des Problems darin, daß jeder von uns aus einem anderen Grund seine Heimat verließ. Madal genügte es, mit Menschen zusammenzuleben, denen sie ihre Wärme und Liebe geben konnte, ohne verachtet zu werden. Du hastest erkannt, daß die Aufzucht der Herden keinen Sinn mehr besaß, und suchtest nach einer Aufgabe, die dich befriedigte. Ähnlich ist es mit Paro-

mni und Kiong-la. Es macht ihnen Spaß, die unzähligen Fragen unserer neuen Freunde zu beantworten. Im Gegensatz zu Neng-idu und seinen Anhängern hatten sie es satt, Wissen nur einfach anzusammeln, ohne es je praktisch zu verwerten.«

Hoo nickte. »Das ist wahr. Aber dennoch versteh ich nicht, was dich so unglücklich macht. Weshalb hast du dich denn auf die Reise begeben?«

Chalyth antwortete an seiner Stelle: »Das läßt sich nicht so einfach erklären. Anfangs war es wohl unser Ziel, die Erde zu retten, den Unheilsstern abzulenken. Aber dann, in den Bäumen der Geschichte, erkannten wir, wie viele Fehler in der Vergangenheit und Gegenwart gemacht worden waren. Was nützt es, wenn wir die Erde vor dem Untergang bewahren, und die Menschheit bringt sich selbst um? So beschlossen wir, für eine bessere Zukunft zu sorgen.«

Creohan starrte sie sprachlos an. Er hatte nicht geahnt, daß sie seine Gedanken teilte. Sie nickte ihm zu und fuhr fort: »Wollten wir nicht nach Westen ziehen und den sagenumwobenen Berg aufspüren? Für die Erde haben wir getan, was wir konnten. Ihr Geschick ruht jetzt in den Händen dieses klugen, tüchtigen Volkes. Wir sind frei und können unseren Weg zu Ende gehen.«

Sie kauerten im Windschatten eines Felsblocks. Creohan wollte sagen, daß er am Ende seiner Kräfte war, aber schon das kostete zuviel Anstrengung. Außerdem fühlte sich Chalyth sicher nicht besser als er. Der Weg war

immer mühseliger geworden, und während der letzten drei Tage hatten sie nicht einmal Wasser gefunden. Es gab in diesem öden Landstrich nichts außer ein paar Flechten. Seit Jahrtausenden hatten hier keine Menschen mehr gelebt. Nackte Felsen schüttelten sich unter der Gewalt der Erdstöße. Lavaströme, Steinschlag und Ascheschichten erstickten jedes Leben im Keim. Über den Himmel trieben gelbgraue Wolken.

Und wenn nun ein Erdbeben den Berg zum Einsturz gebracht hatte? dachte Creohan immer wieder. Oder wenn sich herausstellte, daß er überhaupt kein Geheimnis barg? Sie wußten nicht, ob der Priester der Umftiti vor dreißigtausend Jahren sein Ziel erreicht hatte, und die Sagen, die sich um den Berg woben, waren noch viel älter...

Dennoch hatten sie sich irgendwie weitergeschleppt — manchmal über schroffe Steilwände, dann durch knöcheltiefe schwarze Asche. Er wußte nicht, wie weit sie noch gehen mußten, und er wagte nicht, darüber nachzudenken. Creohan warf einen Blick auf Chalyth. Sie hatte entzündete Augen und eingefallene Wangen. Er selbst war zum Skelett abgemagert.

Und dann erkannte er, daß sie ihm zulächelte — ein gespenstisches Lächeln, das tiefe Rinnen in die Staubschicht ihrer Wangen zog, aber immerhin ein Lächeln. Er zwang sich, es zu erwidern, und im gleichen Augenblick begann die Landschaft zu schwanken.

Der Felsblock, an den sie sich lehnten, zitterte. Sie umklammerten einander und schlossen die Augen. Ein

Dröhnen und Poltern, das nicht mehr enden wollte. Dann ein Krachen, gefolgt von einem Knirschen und Rutschen. Dann...

Creohan öffnete die Augen und hob vorsichtig den Kopf. Ein paar Herzschläge lang schien die Welt auf ihrer Achse zu flimmern...

Er litt nicht unter Wahnvorstellungen. Da, wo sich noch Sekunden zuvor eine öde Geröllebene erstreckt hatte, ragte jetzt ein Berg auf. Schwarz. Gigantisch. Furchterregend. Von seinen Flanken lief Wasser, und sein Gipfel schimmerte im Licht. Er wuchs immer noch.

Und dann brach das Inferno los. Die Gewitter der ganzen Welt schienen über dem Berg zu tobten, die Brandungen aller Meere schlugen gegen die Felsen. Creohan und Chalyth schrien vor Entsetzen, aber sie merkten es nicht. Wasser umspülte ihre Füße, und sie warfen sich schluchzend, blind vor Entsetzen, in das warme Naß, als könnte es ihnen Schutz bieten.

Weit weg am Horizont spien die Krater Lava aus. Aschewolken standen über den Bergen.

Er lebte. Er umklammerte Chalyths Hand. Mühsam erhob er sich. Seine Kleider trieften. Ein eisiger Wind durchfuhr ihn. Aber das merkte er nicht. Er zog Chalyth hoch und gemeinsam starrten sie den Berg an.

Nach einer Ewigkeit flüsterte er: »Das waren die Menschen, die wir heute brauchen! Menschen, die einen Berg versenken und auferstehen lassen können! Wo sind sie geblieben, Chalyth?«

Sie gab keine Antwort, sondern zog ihn über den aufgewühlten Boden.

Als sie näherkamen, entdeckten sie eine Öffnung in der Flanke des Berges, nicht groß — etwa doppelt so hoch wie Creohan und trapezförmig. Ängstlich überschritten sie die Schwelle. Sie standen in einem Korridor mit blau fluoreszierenden Wänden. Dahinter pulsierte etwas Riesiges, Machtvolles. Die Luft knisterte vor Elektrizität.

Sie wagten sich ins Innere und sie begannen zu lernen.

Dieser Berg hatte keine Ähnlichkeit mit den Bäumen der Geschichte, denn er enthielt keine Erinnerungen — nur Erklärungen, die elektronisch gespeichert waren und durch Induktion auf das menschliche Gehirn ansprachen.

»Wenn sie das tun konnten«, sagte Chalyth atemlos, »dann konnten sie auch Gestirne bewegen.«

Creohan war ein paar Schritte vorausgegangen. »Sie haben Gestirne bewegt«, entgegnete er. »Komm!«

Er gab ihr die Hand, und gemeinsam drangen sie in den Berg vor.

Seinen Namen hatte jenes Volk der fernen Vergangenheit nicht hinterlassen. Aber es gehörte der Menschenrasse an, und es hatte einen brennenden Forscherdrang besessen.

Die Männer und Frauen jenes Volkes hatten die Landgebiete und Meere, die Dschungel und die eisbedeckten Pole erschlossen. Sie waren in die Tiefe des Erdkerns vorgedrungen und hatten die Atmosphäre erobert.

Doch das genügte ihnen nicht. Der Mond lockte sie, und als sie ihn erforscht hatten, wandten sie sich den Planeten zu. Ihre Wißbegier erreichte manchmal geradezu Besessenheit. Sie steckten sich kein bestimmtes Ziel; ihre Suche ging immer weiter. Vielleicht fanden sie eine Art Beglückung darin, aber Creohan hielt es für wahrscheinlicher, daß sie sich dem Universum gegenüber klein und bedeutungslos vorkamen und daß sie diesen Komplex überwinden wollten.

Sie fertigten Karten von den Saturnringen und ihren periodischen Veränderungen an, sie sahen die Sonne als winzigen Punkt von Pluto aus, und sie durchdrangen die flammenden Gase der Sonnenatmosphäre.

Unerschrocken kämpften sie gegen die Gesetze des Universums an. Sie versuchten das Licht einzuholen — und hier scheiterten sie. Es gelang ihnen nicht, Schiffe zu konstruieren, welche die Lichtgeschwindigkeit überschritten. Dennoch waren sie fest entschlossen, fremde Sterne aufzusuchen.

Aber selbst der nächste dieser Sterne lag zehn Lichtjahre entfernt.

Es gelang ihnen, ihre Lebensspanne künstlich auszudehnen, und damit war das Problem für eine Weile gelöst, aber das Universum lockte sie immer weiter.

Zu dieser Zeit begannen einige zu sagen: »Genug!« Andere wollten davon nichts hören.

Man schloß einen Kompromiß. Ein letztes Mal sollte sich die ganze Welt zu einem gigantischen Projekt vereinen. Da sich herausgestellt hatte, daß auch die

besten Schiffe nicht ausreichten, um die Menschen durch alle Galaxien zu tragen, besann man sich auf ein anderes Transportmittel: einen Planeten.

Mit der Energie der Gestirne selbst brachte man ein fremdes Sonnensystem näher an die Erde heran und verwandelte einen seiner öden Planeten in eine bewohnbare Welt. Die Männer und Frauen, die sich der größten und abenteuerlichsten aller Reisen verschrieben hatten, ließen sich auf dieser Welt nieder.

Dann brachten sie den Himmelskörper in eine Bahn, die nach hunderttausend Jahren wieder zurück zur Erde führen sollte.

Nun war klar, wo der Entdeckergeist der Menschheit geblieben war. Denn die Wißbegierigen, die Phantasiebegabten, die Wagemutigen, befanden sich auf jener anderen Welt. Alte Gewohnheiten sterben nur langsam aus, und so hatten die Daheimgebliebenen während der nächsten Jahrtausende die Erinnerung an jenes grandiose Abenteuer bewahrt und es nachzuahmen versucht. Aber die Einzelheiten verwischten sich und wurden zur Legende; noch später spottete man über die Legende und vergaß sie schließlich ganz.

Auch daran hatte jenes große Volk gedacht. Deshalb war der Berg angelegt und vor dem Zugriff Unwissender verborgen worden. Die elektronischen Stromkreise in den supergekühlten Gedächtnisspeichern funktionierten immer noch. Sie sollten, wenn die Zeit reif war, vom Ruhm und von der Rückkehr der Sternenwanderer künden.

»Der Berg hat uns wie ein Magnet angezogen«, sagte Chalyth heiser. »Creohan, spürst du das nicht auch?«

Sie hatten die Höhle verlassen und waren blindlings durch das Geröll gestolpert. Erst nach geraumer Zeit konnten sie wieder einen klaren Gedanken fassen. Als sie zum Himmel sahen, merkten sie, daß es bereits dunkel war.

Creohan hustete. Der Staub drang ihm in die Lungen und knirschte in seinen Zähnen. »Natürlich«, flüsterte er. »Und er wird jeden anziehen, der vom vermeintlichen Untergang der Erde erfährt und sie zu retten versucht. Wer weiß, vielleicht sind jetzt schon aus allen Himmelsrichtungen tapfere Männer nach hierher unterwegs. Sie werden den Kraftlinien folgen, die auch Meteore zwingen, in diesem Gebiet niederzugehen.«

Er schluckte mühsam und fuhr dann fort: »Ich hatte noch nie zuvor im Leben auf ein Omen geachtet. Noch nie, hörst du, noch nie! Wahrscheinlich haben sie mir den Gedanken eingegeben. Sie hinterließen Zeichen und Hinweise, die auch Barbaren verstehen mußten. Und sind wir nicht Barbaren im Vergleich zu ihnen? Wie sehen wir aus? Zerlumpt, schäbig, Haut und Knochen — ein großartiges Empfangskomitee für unsere Brüder von den Sternen!«

Sie trat ein paar Schritte zurück und betrachtete ihn. Dann zuckten ihre Mundwinkel, und sie begann zu lachen. Sie lachte, bis ihr die Tränen über das Gesicht liefen.

»Oh!« keuchte sie schließlich. »Wir sind wirklich ein herrlicher Anblick. Aber ich glaube nicht, daß wir uns schämen müssen. Immerhin besitzen wir noch etwas von dem Wagemut, der sie zu den Sternen führte. Andernfalls hätte der Berg uns nicht gerufen.«

Es entstand ein langes Schweigen. Schließlich sagte Creohan: »Es ist wohl besser, wenn wir uns jetzt auf den Rückweg machen.«

»Wirklich?« Chalyths Miene war sehr ernst.

»Aber unsere Freunde müssen doch die wunderbare Neuigkeit erfahren...«

»Wunderbare Neuigkeit?« unterbrach sie ihn. »Werden Roff und Zayla, Hoo, Kiong-la und Paro-mni froh darüber sein, wenn wir zurückkehren und sagen: ›Der Erde droht keine Gefahr!‹«

»Das steht noch nicht fest«, entgegnete Creohan. »In hunderttausend Jahren kann auf jener anderen Welt viel geschehen sein. Vielleicht sind auch die Nachfahren der Sternenwanderer wieder dem Barbarentum verfallen und wissen nichts mehr über ihre Vergangenheit.«

Chalyth zuckte zusammen. »Es wäre furchtbar... Aber du hast natürlich recht. Unsere Freunde sollen die Wahrheit erfahren.«

Sie warf einen Blick zum Himmel. Ein paar Sterne schimmerten durch die dichten Gaswolken. Mit einemmal verstieifte sie sich.

»Creohan!« rief sie mit veränderter Stimme. »Da! Ein Stern, der sich bewegt!«

»Offenbar werden alle Meteore in dieses Gebiet gelenkt.« Creohan zuckte mit den Schultern.

»Nein, Creohan, ich kenne Meteore — das hier ist etwas anderes.«

Creohan hob den Kopf und starrte zum Himmel. Chalyth hatte recht. Ein heller Schein, der gleichmäßig näherkam, die Vulkandämpfe durchdrang...

»Sie haben die Vergangenheit nicht vergessen«, flüsterte er. Seine Finger umkrampften Chalyths Arm. »Sie haben nichts vergessen.«

»Was meinst du damit?« rief Chalyth.

»Ein Raumschiff!« Creohan bewegte die Lippen kaum. »Ein Raumschiff von jener anderen Welt! Oh, Chalyth, daß wir das erleben dürfen!«

»Dann — dann warten wir? Sie werden hierherkommen, nicht wahr? Sie kennen die Bedeutung des Berges.«

»Natürlich warten wir«, sagte Creohan. »Unser Leben lang hätten wir gewartet, wenn wir das früher gewußt hätten.«

Das Raumschiff kam immer tiefer.

Ende